

## 5. Gegenüberstellung der Methode Irrationale Selbstbestimmungen in psychoanalytischen Fallerzählungen

»Die sprachlichen Inszenierungen [...] stellten sich mir zunehmend als allmähliche Verfertigung einer inneren Welt beim Erzählen dar, als Haus aus Sprache.«<sup>1</sup>

Wenn an der Schnittstelle von Psychoanalyse und Philosophie die psychoanalytische Behandlungssituation als Realisierungsraum von (Ir)Rationalität herausgestellt wird, bleibt die Position des Analytikers häufig ein übergeordnetes wissenschaftstheoretisches Abstraktum. Damit einher geht meist eine Abstraktion von der konkreten praktischen Versteheleistung des Analytikers auf die wissenschaftlichen Ansprüche psychoanalytischer Theoriebildung als solcher. Bei dieser Art des Vorgehens scheint mir allerdings ein wichtiger Bereich möglicher Auseinandersetzungen zwischen den Disziplinen verloren zu gehen: die Gelegenheit, die psychoanalytische Diskussion ihrer eigenen Methode und Technik auch als Anlass zu verstehen, sich ganz konkret mit den methodologischen Bedingungen geisteswissenschaftlicher Reflexion im Bewusstsein der Begrenztheit konkreter Sprach- und Begriffsverwendung auseinanderzusetzen.

In der psychoanalytischen Behandlungssituation erlebt der Analytiker, dass die Anwendung seiner Theorien sich als nicht deckungsgleich mit dem tatsächlichen klinischen Handeln erweist. Dabei präsentieren sich die normativen Ideale der Disziplin – die konsensuelle Verständigung, die Wahrhaftigkeit sich selbst und anderen gegenüber und die Anerkennung der Besonderheiten des einzelnen Subjekts und seines individuellen Strebens nach Freiheit – als Vorgaben, bei der theoretische und praktische Dimension in einem ähnlich komplexen Verhältnis stehen wie bei der zugeschriebenen (Ir)Rationalität des untersuchten Subjekts: Betrachtet man die theoretische Dimension bzw. die von der Behandlungspraxis isolierte Metapsychologie für sich, scheint es um Hypothesen zu gehen, deren Allgemeingültigkeit durch die klinische Praxis überprüft und bestätigt werden soll. Blickt man auf diese Praxis als konkrete Handlungsweise des Analytikers gegenüber seinem Analysanden, dann geht es jedoch um die Vermittlung einer praktischen Kompetenz, die zwar im theoretischen (Selbst-)Verständnis des Analytikers eingebettet ist, die aber jedes Mal an der konkreten Verständigung mit dem individuellen

1 Brigitte Boothe, *Der Patient als Erzähler in der Psychotherapie*, Gießen: Psychosozial-Verlag 2004, S. 8.

Analysanden neu entwickelt werden muss: »Die Interpretationsmuster, mit denen der Analytiker operiert, sind keine Hypothesen. [...] Dient in der Interpretation das Allgemeine der Erkenntnis des Besonderen, so dient in der Hypothese das Besondere der Erkenntnis des Allgemeinen.«<sup>2</sup>

Was bedeutet das für die disziplinenübergreifende Untersuchung einer methodologisch reflektierten Rationalitätstheorie in Philosophie und Psychoanalyse? Sicherlich muss die Gegenüberstellung immer auch davon ausgehen, dass die Perspektive des Analytikers nicht vom Junktim des Forschens und Heilens zu trennen ist, wodurch eine kategorische Grenze zur Philosophie gezogen wird. Ungeachtet dessen eröffnet diese Disanalogie auch fruchtbare methodologische Erkenntnisse für die Philosophie: Wie der Analytiker nicht nur sein Selbstverständnis und die dabei bedienten Rationalitätsansprüche, sondern auch die darin enthaltenen ethisch-moralischen Affinitäten und Wertungen zum Ausdruck bringt bzw. dem Analysanden nahe legt, eignet sich auch für die Erkundung der Frage, wie die genuin praktisch-philosophische Konzeption von (Ir)Rationalität in einer Haltung kritischer Selbstreflexion impliziten Idealen rationaler Reflexion sowie damit verbundenen Prinzipien von Selbstkontrolle und Selbstermächtigung auf die Spur zu kommen vermag.

Der handelnde Analytiker ist einem praktischen Rationalitätsanspruch verpflichtet, weil er in seinem Streben nach heilsamem Wissen nicht nur Forderungen nach Konsistenz und Konsens beachten muss, sondern deren Gelingen auch von der praktischen Fähigkeit zur Umsetzung einer bestimmten ethisch-moralischen Grundhaltung abhängt. Während bei der isoliert betrachteten Theoriebildung die Maßstäbe theoretischen Überlegens und epistemischer Rationalität zur Anwendung kommen, basiert der eigentliche Erkenntnisprozess der heilenden Forschung in der klinischen Praxis wesentlich auf Regeln, die auf ein regulatives Ideal des guten und richtigen Handelns hinweisen. Deswegen lässt sich nur bedingt unter Vorgaben einer umfassenden diskursiven Transparenz fassen, weil es um die Herstellung eines offenen Spielraums der selbstzweckhaften Einfühlung und des assoziativen Einfalls und Ausdrucks geht. Indem der Analytiker Regeln des Heilens und Forschens berücksichtigt, wendet er nicht nur normative Prinzipien der Beförderung der freien und wahrhaftigen Selbstbestimmung des Analysanden an, sondern wird als konkreter Anderer Teil dieses Prozesses, wobei er die eigene Selbstkontrolle und Selbsteinsicht einschränken muss, jedoch darin auch direkte affektive Erfahrungen macht. Um also sein Selbstverständnis als Analytiker am Vollzug der Behandlungspraxis

- 2 Sigfried Zepf, *Allgemeine psychoanalytische Neurosenlehre, Psychosomatik und Sozialpsychologie. Ein kritisches Lehrbuch*, Gießen: Psychosozial-Verlag 2006, S. 279.

weiterentwickeln zu können, muss er sich affektiv und kognitiv einem Handlungsprozess überlassen, der ihn auf unvorhergesehene Weise mit seinen eigenen unbewussten und widersprüchlichen Dynamiken, seinen Abwehrmechanismen und Widerständen, seinen Begehren und seinen Phantasien konfrontiert.

In einem bestimmten Umfang erfährt der Analytiker eine ähnlich fragile Balance wie sein Analysand als zentralen Bestandteil transformativer Selbstbestimmung: zwischen dem distanziert reflektierten Selbstverhältnis und dem erlittenen Bestimmtwerden durch frühere Handlungs- und Interaktionsvollzüge, die als konstitutive Bestandteile der eigenen Perspektive reaktiviert werden. Der Analytiker wird in seiner psychoanalytischen Praxis damit konfrontiert, dass sein lebenspraktisches *und* theoretisches Selbstverständnis immer schon Ergebnis einer vielstimmigen Reaktivierung vergangener, in die psychische Selbstorganisation eingegangener Beziehungserfahrungen ist. Diese lassen sich in der Kommunikationsdynamik erhellend inszenieren, nicht aber abschließend in der bewussten Selbstvergegenwärtigung einhegen.

Die Zusammenführung dieser geteilten Erfahrung findet in der psychoanalytischen Behandlung im Rahmen der Übertragungs- und Gegenübertragungsbeziehung statt, in der das jeweilige bewusste Selbstverständnis in einem »intersubjektiven Feld« in seine Einzelteile zerlegt wird.<sup>3</sup> In der Reaktion auf das jeweils andere Subjekt kommen Beziehungsmuster zum Vorschein, die nur oberflächlich eine lebenspraktische Stimmigkeit aufweisen. In der Inszenierung des psychoanalytischen Settings offenbaren sie ihre Bestimmtheit durch unbewusste Begehren und Affekte: Habermas spricht bei der scheinbar kohärenten Selbststrukturierung des Subjekts auch von einer »Kausalität des Schicksals«, durch die das Subjekt sich die eigene Situation und Lebensgeschichte als zwangsläufigen Kausalzusammenhang vermittelt. Dessen Einfluss kann in der psychoanalytischen Kommunikation hinterfragt werden, indem die scheinbare Naturgesetzlichkeit als »hermeneutisch verstehbare[n] Sinnzusammenhang« rekonstruiert wird.<sup>4</sup> Dabei stellt sich der Analytiker zunächst als Objekt der psychischen Realität des Analysanden zur Verfügung, um ihm dann seinen von der eigenen psychischen Realität gespeisten subjektiven Eindruck von dessen psychischer Selbstorganisation zurück zu geben, wodurch der Analysand die eigene psychische Realität wie auch ihre Begrenzung gegenüber dem Anderen erkennen mag.<sup>5</sup>

3 Ermann, *Der Andere in der Psychoanalyse*, hier Kapitel vier, »Das intersubjektive Feld«, S. 101ff.

4 Habermas, *Erkenntnis und Interesse*, S. 330–332.

5 »So kann der Patient begreifen, dass die Dinge nicht einfach nur so sind, wie sie sich aus seinem subjektiven Erleben darstellen, sondern auch so, wie sie vom anderen erlebt und gesehen werden. [...] Er kann sein Selbstbild und seine Sicht des anderen dezentrieren und sich mit verschiedenen Facetten

Die Übertragungsbeziehung ermöglicht dem Analysanden, die Präsenz des Unbewussten in seinen körperlichen und sprachlichen Aktivitäten zum Ausdruck zu bringen: In seinem Sprechen – hier zeigen sich unbewusste, primitive Bedeutungen in einer gehäuften Störung der normalen sprachlichen Symbolverwendung durch die Mechanismen der Verschiebung und Verdichtung: Alltägliche Begriffe und sprachliche Ausdrücke werden zu Metaphern oder Metonymien für konflikthafte Erfahrungen und damit zu Trägern verdrängter Affektqualitäten, aber auch im Einfluss auf die semiotische Ebene<sup>6</sup> – und in seinem phantasiegesteuerten Tun. Der Analytiker befördert auf dieser Ebene die Wiederbelebung vergangener Beziehungsmuster. Er befördert aber auch, dass sich der Analysand in seinen phantastischen Erfahrungen als zentralen Bestandteil seiner individuellen psychischen Realität erkennt. Mit diesem Erkennen ist es dem Analysanden möglich, sich in einer dialektischen Spannung zwischen der begehrensbestimmten Abhängigkeit von und Eigenständigkeit gegenüber der Welt und damit in seiner eigenen Widersprüchlichkeit zu erfahren.

Indem der Analytiker diese Spannungserfahrung ermöglicht, eröffnet er dem Analysanden im Fall einer erfolgreichen Beendigung der Übertragung den Zugang zu einer transformierten Praxis der Selbstbeziehung. Diese spiegelt strukturell die Interaktion mit dem Analytiker wider, der dem Analysanden nun wieder als realer Anderer gegenübertritt und ihn so auf eine eigenständige Selbstanalyse zurückweist. Der Analysand erlangt nicht nur die Einsicht, dass er sich psychisch an der Spannung zwischen Abhängigkeit und Eigenständigkeit durch die Verarbeitung intersubjektiver Beziehungen konstituiert. Er erlangt auch die Fähigkeit, das Verhältnis zwischen bewusster Ich-Perspektive und unbewusstem

seines Seins neu im Analytiker wiederfinden.« Ermann, *Der Andere in der Psychoanalyse*, S. 103/4.

- 6 Auch wenn Jacques Lacans psychoanalytischer Ansatz nicht Gegenstand meiner Überlegungen ist, möchte ich auf seine anschaulichen Erörterungen dieser Vorgänge verweisen: So rekonstruiert er die Symptomatik einer Lederphobie einer Analysandin von Freud als Symbolisierung realisiert am Begriff des Leders – Der Auslöser für die neurotische Störung bildete eine Lederhandtasche als Geschenk der Mutter, von der die Tochter als Kind bei autoerotischen Spielen ertappt und mit der plastischen Drohung konfrontiert wurde: »Wenn du dieses schmutzige Spiel weitertreibst, werde ich dir deine Hand durch das Krokodilsmal abbeißen lassen!« Das Aufbrechen des Konflikts mittels Metaphernbildung bzw. Verdichtung und Metonymisierung bzw. Verschiebung von der Angst vor sexuell konnotierter Verstümmelung zum Krokodil und vom Tier zum Leder, das Verarbeitung in der Herstellung von Handtaschen findet, lässt sich hier problemlos nachvollziehen. Siehe die Diskussion Lacans in Heim, *Die Rationalität der Psychoanalyse*, S. 337–346.

Phantasievermögen als eine Selbstbeziehung zu gestalten, die sich nur dann als Selbst-Wahrhaftigkeit realisieren kann, wenn sie sich analog zur psychoanalytischen Beziehung weder an einem einseitigen und abstrakt konzipierten Kontrollanspruch noch an einer willkürlichen Abfolge von Verschmelzungs- oder Vernichtungsimpulsen orientiert. Es braucht vielmehr ein regulatives Ideal des offenen Miteinanders, das immer wieder durch konkrete, affektiv und kognitiv auszuwertende Erfahrungen austariert werden muss.

Diese Dynamik lässt sich als Grundzug einer lebenspraktischen Vernünftigkeit bestimmen. Sie aktualisiert die identitätsstiftende Einstellung, sich im Handeln *über* sich selbst *mit* sich selbst verständigen und dabei immer wieder mal mehr mal weniger eine Offenheit riskieren zu können, die sich aus dem fragilen Gleichgewicht selbstkritischer Wahrhaftigkeit und empathischer Selbst-Nachsicht ergibt. Daran schließt sich die folgende methodologische Fragestellung an: Vorausgesetzt, der Analytiker fördert dieses Selbstverhältnis und konstituiert es in seiner Doppelfunktion als abhängiger Bestandteil der Psyche des Analysanden und als eigenständiges Subjekt mit, dann wird deutlich, in welcher Relation dieses Ideal lebenspraktisch vernünftiger Selbstbestimmung zum Selbstverständnis des Analytikers steht und welche Konsequenzen sich hieraus für die Rationalitätsansprüche seiner Theoriebildung ergeben.

In der Gegenübertragung findet der Analytiker die prägenden Konflikte und die daraus resultierenden Verzerrungen im Denken und Handeln aus der eigenen Perspektive wieder. Diese geteilte Erfahrung ermöglicht es, sich mit dem Analysanden an Entzerrungen auszuprobieren, ohne der Illusion zu erliegen, eine sichere Methode würde jede Verzerrung verlässlich aus der Welt schaffen. Dabei geht es darum, eine Weise der sprechenden Auseinandersetzung zu finden, bei der das Vernunftvermögen als Bastion des bewussten Ichs gegen die überwältigenden Bestimmungen von Innen und Außen in seinen praktischen Möglichkeiten und Grenzen, zwischen emanzipatorischer Einsicht und abwehrender Rationalisierung performativ ausgelotet wird. Dabei fungiert die konkrete Beziehung zwischen Analytiker und Analysand als affektives und kognitives Regulativ der Beteiligten, die als Einzelne keine alleinige Verfügungsgehalt darüber beanspruchen können.

Wenn der Analytiker die klinische Behandlungserfahrung in seine Theoriebildung einbringt, transportiert er diese Spannung einer Praxis, in der intersubjektiv das innerweltliche Vernunftverständnis überschritten wird, um sich an einer vernünftigen da wahrhaftigen und nachsichtigen Haltung gegenüber den unüberschaubaren Potentialitäten praktischer Selbsterfahrung, die sich fixen Maßstäben von Kontrolle und Transparenz immer wieder entziehen, zu versuchen, auf eine andere Ebene. Dabei abstrahiert er jedoch nicht von seiner persönlichen klinischen Erfahrung: Es geht nicht um deren Subsummierung unter allgemeingültige

theoretische Zusammenhänge, sondern um den Anspruch, sie durch die besondere Behandlungserfahrung zu überprüfen und zu erweitern. Dabei muss der Analytiker einen Weg finden, seine subjektive Erfahrung in den wissenschaftlichen Diskurs zu integrieren.

Hierbei handelt es sich nicht um eine Anforderung, für welche die psychoanalytische Disziplin eine endgültige Lösung gefunden hätte. Ihre Vertreter suchen nach Wegen, die Praxis einer immer wieder erneuerten Bearbeitung dieses Problemfelds als integralen Bestandteil psychoanalytischer Forschung zu verankern. Die Psychoanalyse birgt keine philosophische Theorie von Subjektivität. Dennoch präsentiert sie eine Theoriebildung *über* die Praktiken transformativer Selbstvergegenwärtigung *durch* subjektive Praktiken der Selbstreflexion, deren Betrachtung die blinden Flecken einer innerphilosophischen Diskussion von (Ir)Rationalität und Selbstbestimmung und der Art ihrer Vermittlung zutage fördert. Die dafür maßgebliche strukturelle Ähnlichkeit von Philosophie und Psychoanalyse liegt darin, dass sie ihren Untersuchungsgegenstand nicht nur vorfinden, sondern immer auch mit ihrer Perspektive schaffen. Ihre Vertreter sind daher, wenn sie sich einer selbstkritischen Ausrichtung verpflichtet wissen, darauf zurückverwiesen, sich mit den Vorverständnissen und Bedingtheiten wie sie in der Darstellung, Vermittlung und Veranschaulichung zum Ausdruck kommen, auseinanderzusetzen. Im verbleibenden Teil dieses Kapitels möchte ich dies anhand der konkreten Untersuchung psychoanalytischer Selbstbefragung realisieren.

## 5.1 Von der Ironie ein Mensch zu sein – Vernunft und Selbstbestimmung in Lears Analysen des Rattenmannes und der Frau A.

»Philosophy begins in wonder. Psychoanalysis begins in wonder that the unintelligibility of the events which surround one do not cause more wonder.«<sup>7</sup>

Die philosophische Betrachtung einzelner Fallbeispiele birgt das Risiko einer kontingenten und zugleich tendenziösen Auswahl. Um dem mit einer systematischen Hinführung entgegenzuwirken, beginne ich nicht mit einem selbstgewählten Beispiel, sondern mit der kritischen Abgrenzung von Gardners Diskussion des *Rattenmannes*: Er behandelt das Fallbeispiel – dessen Originalbericht mit 104 Seiten zu den längsten Fallgeschichten überhaupt gehört<sup>8</sup> – mehr oder weniger wie jede andere

7 Lear, *Open Minded*, S. 28.

8 Robert Michels, »Die Fallgeschichte«, in: Kächele, Horst/Pfäfflin, Friedemann (Hg.), *Behandlungsberichte und Therapiegeschichten. Wie*

philosophische Veranschaulichung. Diese nimmt meist eine von drei Formen – die des Gedankenexperiments, des Alltagsbeispiels oder die eines passenden Ausschnitts aus der Literatur – an. Darüber hinaus gewährt er der *Rattenmann*-Darstellung nicht, in einem längeren direkten Zitat für sich sprechen zu können. Dies fällt auf, weil es sich bei psychoanalytischen wie bei literarischen Schilderungen um eigenständige textliche Gebilde handelt, bei denen der philosophische Autor nur über die Auswahl und Art der Präsentation verfügen kann. Die Art der Auswahl verdeutlicht bei Gardner seine Tendenz, sich auf die Metapsychologie zu konzentrieren und deren Einbindung in konkrete Praxis und Methode z. B. bei Freud weitgehend auszublenden.

Inwiefern ist dies ein mangelhafter Umgang mit den Zeugnissen klinischer Praxis? Auf diese Frage möchte ich zunächst eine allgemeine – durch einen groben Überblick über die psychoanalytische Handhabung klinischer Fall Erzählungen – Antwort geben, um sie dann durch die Gegenüberstellung mit Lears Interpretation des *Rattenmannes* zu konkretisieren.

Die Ausgangssituation der psychoanalytischen Vermittlung klinischer Praxis wird dadurch bestimmt, dass die psychoanalytische Behandlungspraxis für Außenstehende unzugänglich ist. Man könnte nun auf die Möglichkeiten der medialen Aufzeichnung von analytischen Sitzungen verweisen, doch darin liegt eine voreilige Einschränkung des Gegenstands: Der Untersuchungsgegenstand psychoanalytischer Erkenntnis lässt sich nicht am beobachtbaren Verhalten des Analysanden als Konflikt und in der Interaktion mit dem Analytiker in seiner Aufarbeitung durch Beobachtung ablesen – dies würde eine klare Trennung von Untersuchungssubjekt und -Objekt bzw. einen »methodischen Solipsismus« voraussetzen.<sup>9</sup>

Der Prozess transformativer Selbstbestimmung wird erst durch den Dialog zwischen Analytiker und Analysand konstituiert und im Wechselspiel von deren Perspektiven fassbar. Wenn man also als Außenstehender etwas über die individuelle Gestalt dieses Prozesses und über die Gewinnung von psychoanalytischen Erkenntnissen aus ihm erfahren möchte, ist man auf die persönlichen und theoretisch versierten Berichte von Analytikern angewiesen.<sup>10</sup>

Generell hat sich seit Freuds Zeiten eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit der Frage entwickelt, wie der Analytiker von seinen Fällen

*Therapeuten und Patienten über Psychotherapie schreiben*, Gießen: Psychozial-Verlag 2009, S. 15.

9 Warsitz, Rolf-Peter/Küchenhoff, Joachim, *Psychoanalyse als Erkenntnistheorie – psychoanalytische Erkenntnisverfahren*, S. 77.

10 Selbstverständlich ist hier ein erhebliches Missverhältnis angesprochen: Der Analysand kommt auf diese Weise nicht selbst zu Wort. Im Wesentlichen gibt es zwei Umgangsweisen mit dieser Problematik: Zum einen die

berichten sollte. Aktuell wird der Fallbericht von Autoren wie Robert Michels, Timo Storck oder Michael Buchholz in kritischer Auseinandersetzung mit Freuds novellistischem und damit literarischem Stil – zu dem er selbst ein eher zwiespältiges Verhältnis pflegte<sup>11</sup> – als besondere Form des mündlichen oder schriftlichen Erzählens bestimmt, die einen kognitiven und affektiven Zugang zu der Behandlung und der Perspektive des Analytikers auf diese ermöglicht.<sup>12</sup> Es geht dabei um die performative Präsentation der »affektiven Inbesitznahme« eines individuellen Behandlungsprozesses, deren Erfolg als gelingende Verständigung mit dem Analysanden nicht einfach vorausgesetzt, sondern als Vermittlung mit dem Rezipienten der Schilderung reinszeniert und so auch zur Disposition gestellt wird.<sup>13</sup> Im Lesen oder Hören der Fallgeschichte nimmt der Rezipient eine Position ein, die Teile der Erfahrung des Analytikers wie auch des Analysanden erfahrbar macht: Während konkreter Inhalt und sprachliche Gestalt der Erzählung einen Eindruck davon vermitteln, wie der Analytiker zu seinen hermeneutischen Interpretationen kommt, ermöglicht die kritische Reflexion der subjektiven Prägung der

Auseinandersetzung mit Analysandenberichten – diese findet sich z. B. in Manfred Pohlens Zusammenführung von Freuds Berichten mit den Schilderungen seines Analysanden sowie bei Margarete Akoluths Auseinandersetzung mit einer gescheiterten Psychoanalyse auch anhand der Schilderungen der Analysandin. Siehe Manfred Pohlen, *Freuds Analyse. Die Sitzungsprotokolle Ernst Blums von 1922*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl. 2008 und Margarete Akoluth, *Über den Versuch, eine misslungene Psychoanalyse zu bewältigen*, Gießen, Lahn: Psychosozial-Verlag 2014. Zum anderen kann man dem Ungleichgewicht auch so begegnen, dass man den Bericht des Analytikers als Text mit eigenständiger Bedeutung fasst und Analytiker und Analysand in ähnlicher Weise als seine Figuren behandelt – was in etwa meinem Vorgehen entspricht.

- 11 »Auch jenseits des vielfältig [...] vorgetragenen ambivalenten Verhältnisses Freuds zum Künstler ist seine Kränkung nachvollziehbar: Er sieht den wissenschaftlichen und behandlungspraktischen Wert seiner Entdeckungen und seiner Arbeit entwertet, indem seine Schriften in den Bereich des schönen Scheins verwiesen werden [...].« Siehe Timo Storck, »Gleichschwebende Aufmerksamkeit und interesseloses Wohlgefallen«, in: Kächele, Horst/Pfäfflin, Friedemann (Hg.), *Behandlungsberichte und Therapiegeschichten. Wie Therapeuten und Patienten über Psychotherapie schreiben*, Gießen: Psychosozial-Verlag 2009, S. 91.
- 12 Michels, »Die Fallgeschichte«; Storck, »Gleichschwebende Aufmerksamkeit und interesseloses Wohlgefallen«; Michael B. Buchholz, »Die Interaktion der Bilder«, in: Welter-Enderlin, Rosmarie/Hildenbrand, Bruno (Hg.), *Gefühle und Systeme. Die emotionale Rahmung beraterischer und therapeutischer Prozesse*, Heidelberg: Carl Auer 1999.
- 13 Storck, »Gleichschwebende Aufmerksamkeit und interesseloses Wohlgefallen«, S. 95.



Fallgeschichte durch die Selbstpräsentation des Analytikers einen Einblick in die Situation des Analysanden als dessen Gegenüber. Aus dieser Doppelperspektive heraus ermöglicht die Fallgeschichte einen Verstehensprozess, der analog zum Erzählprozess innerhalb der Behandlung die Anregung einer psychoanalytischen Entwicklung zum Ziel hat, in deren Zuge sich der Rezipient darüber, wie dieser Fall das Wissen herausfordert und ihn affektiv und kognitiv mit Neuem und Sperrigem konfrontiert, mit anderen Subjekten verständigt.

Die Funktionsweise der Fallgeschichte als »Kommunikationsmittel einer wissenschaftlichen Gemeinschaft«<sup>14</sup> beruht somit nicht nur auf dem Anspruch der Rechtfertigung einer bestimmten Behandlungsweise oder der empirischen Legitimation einer bestimmten theoretischen Position. Darüber hinaus bedient sie den Anspruch, die begriffslogische Uneinholbarkeit der Orientierung von Forschen und Heilen an der »Rekonstruktion des Besonderen, der einmaligen und unwiederholbaren Subjektivität des Forschungsgegenstandes, des Analysanden«,<sup>15</sup> die selbst an die Subjektivität des Analytikers gebunden bleibt, in Gestalt von narrativen Gebilden, deren Gehalt an die emotionslogische Erfahrung des jeweiligen Rezipienten geknüpft ist, zum Vorschein bringen zu lassen.

Gardner schenkt der so umrissenen spezifischen Form der Fallgeschichte keine Aufmerksamkeit. Damit steht er nicht allein da, was die Frage aufwirft, ob es überhaupt möglich ist, die komplexe Funktion dieser Art des Bezugs zum Besonderen auf eine disziplinenübergreifende Ebene zu übertragen. Die Antwort ist insofern ein Nein, als dass es sich um ein Kommunikationsmittel handelt, das essentiell auf das psychoanalytisch spezifische Junktim von Heilen und Forschen zurückgreift. Philosophen besitzen weder das theoretische Hintergrundwissen noch die praktische Kompetenz der psychoanalytischen Einstellung, die sich aus der eigenen Erfahrung mit Fällen und ihren Beschreibungen speist.

Dass ich meine Überlegungen hier dennoch nicht abbreche, liegt an zwei Möglichkeiten, mit dieser Differenz zwischen Philosophie und Psychoanalyse konstruktiv umzugehen: Zum einen lässt sich der philosophische Diskurs nutzen, um sich mit Ansätzen auseinanderzusetzen, die wie der von Lear auf philosophische wie psychoanalytische Erfahrung zurückgreifen können. Zum anderen stehen einem bei der Deutung von Fallgeschichten durchaus Kontexte zur Verfügung, in denen sich die Philosophie auf ähnliche Weise mit spezifischen Konkretheiten auseinandersetzt und zwar unter anderem in der philosophischen Ästhetik.

Gerade weil zwischen Psychoanalyse und philosophischer Ästhetik Verbindungen bestehen, ist jedoch Vorsicht geboten: Mir geht es nicht

<sup>14</sup> Ibid., S. 91/92.

<sup>15</sup> Ibid., S. 95.

um die Gleichsetzung der selbstbestimmenden Narration mit einem Kunstwerk à la Foucault.<sup>16</sup> Es geht mir auch nicht um eine Parallelisierung von Fallgeschichten und Literatur. Ich sehe vielmehr formale Parallelen im Blick auf das Untersuchungsobjekt – zu denen die Haltung des sich Einlassens, der Maßstab der Stimmigkeit und die erkenntnisfördernde Funktion der Phantasie zählen –, die sich als Grundlage einer disziplinübergreifenden Perspektive nutzen lassen.

Doch zunächst zu dem Philosophen und Psychoanalytiker Lear und seiner Herangehensweise an die Vermittlung philosophischer Theorie und psychoanalytischer Praxis: In seinem Ansatz zur Bestimmung eines differenzierten Vernunftbegriffs setzt er sich auch kritisch mit dem dabei aktualisierten Maß an philosophischer Selbstreferentialität auseinander. Er argumentiert gegen ein allzu eindimensionales Verständnis von Vernünftigkeit, und beansprucht zeigen zu können, dass sich aus den antiken Lehren von Aristoteles und Platon auch Schlussfolgerungen ziehen lassen, die nicht allein auf die Herrschaft einer sich im bewusst-aktiven Überlegen, Entscheiden und Reflektieren zeigenden Vernunft abzielen. Vielmehr könne man auch Hinweise auf ein regulatives Ideal des psychischen Zusammenstimmens finden, dessen lebenspraktische Qualität sich in der Dialektik einer irreduziblen Vielstimmigkeit rationaler und nicht-rationaler Kräfte und Vermögen offenbart.

Lear teilt mit Korsgaard nicht nur die normative Zusammenführung von Vernunft, Selbstbestimmung und Person-Sein im Handeln. Darüber hinaus ist er ebenfalls der Ansicht, dass die Grundlage für eine derartige Bestimmung bereits in Platons Modell von Polis und Psyche in der *Politeia* zu finden ist. Seine doppelte Identität als Philosoph und Psychoanalytiker bringt ihn jedoch auch in eine erhebliche Distanz zu Korsgaards Platon-Deutung.

Lear identifiziert Platon aufgrund von dessen dreiteiligem Modell der Psyche bzw. Seele als eine Art Urvater psychoanalytischen Denkens und zwar im Hinblick auf die Metapsychologie *und* die Praxis der Behandlung bzw. Heilung: »Plato's psychology, like Freud's, is wisdom won from illness.«<sup>17</sup> Damit ist nun weniger gemeint, dass man bei Platon etwas über moderne psychoanalytische Theorie und Praxis lernen kann, vielmehr klingt es an einigen Stellen so, als würde psychoanalytisches Denken dabei helfen, Platon richtig zu verstehen. Konkret äußert sich dies zum einen darin, dass Lear die Interdependenz von kollektiver Polis und individueller Psyche anhand der Begriffe der Externalisierung und der Internalisierung – »Psyche is internalized polis and polis is

16 Siehe u. a. Michel Foucault, *Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2015.

17 Lear, *Open Minded*, hier Kapitel 10, »Inside and outside the Republic«, S. 238.

externalized psyche«<sup>18</sup> – und Platons zugrundeliegende Annahme, dass die konstitutive Aktivität der menschlichen Psyche darin besteht »to create a meaningful world in which to live«,<sup>19</sup> als Grundstruktur des Übertragungsprozesses identifiziert. Zum anderen lassen sich in Lears Texten verschiedene Versionen einer seiner grundlegenden Ansichten über den Zusammenhang von Philosophie und Psychoanalyse finden: Seiner Ansicht nach besteht ein zentraler Beitrag der psychoanalytischen Disziplin zu philosophischen Denkweisen darin, dass sie den Blick auf psychische Veränderung durch sich und andere eröffnet und damit einer Frage nachgeht – »How might a conversation fundamentally change the structure of the human psyche?«<sup>20</sup> –, die für Philosophen und Psychoanalytiker gleichermaßen grundlegend sein sollte. Dieser normative Anspruch findet sich auch in seinen Platon-Ausführungen: Lear begreift das Höhlengleichnis als Werkzeug der philosophischen Transformation der Psyche des Zuhörers Glaukon im Besonderen und der Psyche eines offenen Zuhörers im Allgemeinen, das nicht nur dazu dient, die Bedingungen des guten Lebens zu erörtern, sondern »to facilitate the ability of readers and interlocutors actually to live a good life.«<sup>21</sup>

Die Transformation besteht in einer vereinigten Ausrichtung der seelischen Vermögen und wie bei Korsgaard ist auch hier der Einsatz der Vernunft von entscheidender Bedeutung, jedoch unterscheiden sich diese Konzeptionen gravierend mit Blick auf die grundverschiedenen methodologischen Kontexte: Während Korsgaard den Prozess der seelischen Einheit oder Harmonie im Rahmen einer formalen Konzeption der praktischen Selbstkonstitution des einzelnen Akteurs in den Blick nimmt, orientiert sich Lears Perspektive an einer dialogischen Konstruktion, die starke Parallelen zum Kontext der psychoanalytischen Behandlung aufweist. Wenn Lear davon spricht, wie Platons philosophische Veranschaulichungen auf Mythos und Allegorie zurückgreifen, um die nicht-rationalen Kräfte der Psyche durch eine bestimmte Rhetorik anzusprechen, braucht man nur an Heims Erläuterungen zur kommunikativen Rationalität des Psychoanalytikers zu denken, die sich an dessen Fähigkeit bemisst, die unbewussten Dynamiken des Analysanden durch eine Rhetorik der Metaphern und Metonymien sprachlich aufzufangen.<sup>22</sup>

Die Vernunft lässt sich nach Lear als Fähigkeit zur Beförderung menschlichen Gedeihens bestimmen, wenn sie im Rahmen einer Praxis des Zusammenspiels rationaler und nichtrationaler Kräfte realisiert

18 Ibid., S. 239.

19 Ibid., hier Kapitel 4, »An interpretation of transference«, S. 58.

20 Lear, *Therapeutic action*, S. 3.

21 Lear, »The Psychic Efficacy of Plato's Cave«, S. 229.

22 Heim, *Die Rationalität der Psychoanalyse*, hier 3. Kapitel: »Kommunikative Rationalität im psychoanalytischen Gespräch – Rhetorik und argumentativer Gehalt des Deutens«, S. 406.

wird, in der und durch die das psychische Subjekt eine Haltung der Wahrhaftigkeit sich selbst gegenüber annehmen kann. Bei dieser praktischen Einstellung handelt es sich nun gerade nicht zwangsläufig um die Distanznahme einer überlegten Selbstreflexion, sondern um eine Selbstbeziehung, die ihre äußerliche Entsprechung in der psychoanalytischen Beziehung hat, die »one of emotional intimacy and mutual, concerned engagement« ist, »more like a second-personal, I-thou relation.«<sup>23</sup>

Diese Einstellung soll sich demnach ebenso an der ›Stimme der Vernunft‹ wie an der eigenständigen Stimme des Unbewussten orientieren. Die darauf basierende Aktivität psychischer Selbstwirksamkeit ist dann eine übergeordnete Form praktischer Vernunft, die rationale und nicht-rationale, bewusste und unbewusste Dimensionen der Psyche integriert und mit der das Subjekt seine Innenwelt und Lebensperspektive verändert. Völlig isoliert betrachtet kann es diesen Prozess nicht initiieren: Hier zeigt die psychoanalytische Praxis, dass eine interpersonelle Kommunikationspraxis in der Lage ist, diese Kompetenz, die Form der eigenen Lebenspraxis psychisch wirksam zu unterbrechen, zum Vorschein zu bringen.

Dieses Modell unterscheidet Lear nicht nur *mit* der Psychoanalyse von Korsgaard, sondern auch *trotz* der Psychoanalyse von Gardner, denn es legt den Fokus nicht auf das statisch begriffene Nebeneinander von mentalen Gehalten, sondern auf die Möglichkeiten und Konfliktpotentiale einer Lebenspraxis des Miteinanders von innerweltlichen und intersubjektiven Kompetenzen. Gardner und Korsgaard teilen im Gegensatz zu Lear ein allein innerphilosophisches Selbstverständnis als Theoretiker. Dieser Unterschied lässt sich mit dem Fallbeispiel des *Rattenmannes* belegen, den Gardner und Lear beide behandeln. Außerdem präsentiert Lear den Fall in zwei Texten: Der eine in einem eher philosophischen, der andere in einem eher psychoanalytischen Kontext.<sup>24</sup> Im Folgenden sind daher zwei Fragen von Bedeutung: Erstens, ob sich Lears Diskussion in den beiden inhaltlich ähnlichen Texten auf eine Weise von Gardner unterscheidet, die über eine rein philosophische Perspektive hinausweist.

23 Jonathan Lear, »Integrating the Nonrational Soul«, in: ders., *Wisdom Won from Illness. Essays in Philosophy and Psychoanalysis*, Cambridge, MA: Harvard University Press 2017, S. 37.

24 Lear, *Open Minded*, hier Kapitel 5, »Restlessness, Phantasy, and the Concept of Mind«; Jonathan Lear, »Jumping from the Couch«, in: *International Journal of Psychoanalysis*, 83: 3 (2002). In dem älteren Text untermauert Lear seine philosophische Bestimmung des menschlichen Geist-Seins im Hinblick auf dessen Ruhelosigkeit dadurch, dass er diese Eigenschaft in der psychoanalytischen Praxis aufspürt, im jüngeren geht es darum, das klinische Phänomen der projektiven Identifizierung anhand seiner komplexen emotionalen Struktur auf die Frage hin zu untersuchen, worin seine angemessene psychoanalytische Funktion besteht.

Zweitens, ob sich in Lears Texten Hinweise darauf finden lassen, dass er seine Überlegungen selbst aus jeweils einer anderen Perspektive präsentiert, die Rückschlüsse ermöglicht auf die konkreten Unterschiede zwischen einem psychoanalytischen und einem philosophischen Umgang mit Fallbeispielen.

Lear lässt anders als Gardner Freuds Fallbericht selbst zu Wort kommen und zitiert dabei das Kauern des *Rattenmannes*. Dieses ist bei Lear zwar auch eine Realisierung praktischer Irrationalität, es ist seiner Ansicht nach jedoch gerade nicht allein durch eine philosophisch-begriffsanalytische Freilegung bestimmter phantastischer Gehalte zufriedenstellend bestimmt. Dafür braucht es eine Konzeption der Phantasie als Aktivität, die diese als maßgeblichen Bestandteil praktischer Selbsterfahrung identifiziert. Dabei muss deutlich werden, dass es sich hier um eine »radically heterogenous form of mental activity« handelt,<sup>25</sup> deren Gestalt mehr umfasst als nur eine zeitlich begrenzte Heimsuchung der Psyche des *Rattenmannes* durch Phantasien, die Statthalter für vergangene Erlebnisse sind.

Lear versucht begrifflich zu erfassen, wie die subjektive Erlebnisperspektive auf das eigene Denken und Handeln von der lebensgeschichtlich gewachsenen Gerichtetheit auf die Welt gestaltet ist. Bei praktischer Irrationalität handelt es sich wesentlich um Erfahrungen, Urheber und Resonanzkörper psychischer Selbstwirksamkeit zugleich zu sein, ohne diese Doppelung zu einer rationalen Selbstperspektive zusammenführen zu können. Dafür braucht es nach Lear auch den Bezug zum psychoanalytischen Gespräch, in dessen Rahmen nachvollzogen werden kann, wie man das Phänomen sprachlich identifiziert, ohne es zu rationalisieren.

Während Gardner die Diskussion um die richtige Art der Beschreibung des *Rattenmannes* auf die abstrakte Gegenüberstellung von psychoanalytischen und philosophischen Gehalten verlagert, betrachtet Lear seinen Untersuchungsgegenstand – »What is the ratman doing in cringing before Freud?«<sup>26</sup> – als etwas, das in einem konkreten persönlichen Dialog verhandelt wird. Vor allem in seinem Text aus psychoanalytischer Perspektive wird deutlich, was das genau bedeutet: Lear begründet das Kauern des *Rattenmannes* als bewusste oder unbewusste Angst davor, aus Rache von Freud für seine üblen Gedanken und das Schlechreden geschlagen zu werden. Aus unbeteiligter Perspektive könnte diese Angst als legitime Erklärung des Verhaltens dienen. Erst aus einer

25 Lear, »Critical Notice«, S. 877.

26 Leicht veränderte Versionen dieser Frage finden sich in allen drei erwähnten Texten von Lear, siehe *ibid.*, S. 870; Lear, »Jumping from the Couch«, im Folgenden zitiert aus dem Wiederabdruck in *Wisdom won from Illness* (S. 159–174), S. 160; Lear, *Open Minded*, hier Kapitel 5, »Restlessness, Phantasy, and the Concept of Mind«, S. 90.

klinisch-beteiligten Perspektive entpuppt sich die Angst als eine neurotische, die durch Rationalisierung abgewehrt wird.

Um zu dieser Einschätzung zu gelangen, braucht es nach Lear eine reflektiertere Weise des Umgangs mit begriffslogischen Bestimmungen primär nicht-begrifflich strukturierter Phänomene, die als intersubjektiver Verstehensprozess selbst Teil des psychoanalytischen Handlungsprozesses ist: Wie dies aussehen kann, führt er in »Jumping from the Couch« vor: Er kritisiert hier aus der beteiligten Perspektive des Psychoanalytikers – als sprachlichen Marker verwendet er die Formulierung »wir Analytiker« – Freuds Deutung des *Rattenmannes* dafür, dass diese sich zu sehr von der begriffslogischen Überlegung leiten lässt, das Verhalten des *Rattenmannes* ließe sich auf eine unbewusste Überzeugung zurückführen. Als Gegenentwurf präsentiert er eine Interpretation, bei der er sowohl den Inhalt des Verhaltens – die Angst vor dem Freud-Vater – als auch die Aktivität selbst – der *Rattenmann* attackiert durch seine Phantasie die Organisation seiner eigenen Psyche und dieser intrapsychische Angriff findet einen Ausdruck in der Übertragungsbeziehung mit dem Analytiker – zu einer philosophisch-psychoanalytischen Konzeption der praktischen Selbststörung verbindet.

Lear präsentiert diese Konzeption als zu beiden Disziplinen gehörig, weil sie die Erklärung von Verhalten wie das des *Rattenmannes* nicht nur als Erweiterung eines allgemeinen Verständnisses praktischer Selbstbestimmung, sondern auch als Vermittlung einer psychoanalytischen Kompetenz des Umgangs mit diesem Verhalten umfassen soll. Seine Deutung des Beispiels soll somit zeigen, wie eine angemessene Würdigung des Verhaltens als Unterbrechung der bisherigen Denkmuster dem Analytiker eine neue methodologische und dem *Rattenmann* eine neue Lebens- und Erfahrungs-Perspektive hätte eröffnen können.

Ausgehend von dem Nachvollzug der verschiedenen Formen, die das Unterbrechen beim *Rattenmann* in körperlichen und sprachlichen Handlungen annimmt,<sup>27</sup> inszeniert Lear sein Motiv des Bruches noch auf

- 27 Hier gewinnt die Feststellung, dass Freud in Lears Überlegungen wesentlich präsenter ist als bei Gardner, Kontur: Lear zitiert Freuds Fallgeschichte nicht nur im Fall der Szene des Kauerns direkt, sondern bindet auch die anderen, sprachlichen Selbstunterbrechungen des *Rattenmannes* in seine Überlegungen – in diesem Fall des *Open Minded*-Kapitels – ein, um die verschiedenen Formen des Einflusses, den die Phantasie als Aktivität auf das bewusste Erleben des Menschen haben kann, und damit auch die verschiedenen Weisen der psychischen Selbstwirksamkeit vorzustellen: Während das Kauern eine phantastische Aktivität bildet, die selbst eine eigenständige Bedeutung erzeugt, zeigt das Beispiel des Betens des *Rattenmannes*, in dem dieser versucht, seine Aggression gegen den Vater wieder gut zu machen, nur um sich dann wiederum selbst zu widersprechen und das Gebet in einen erneuten Vernichtungswunsch umzuwandeln, wie die Phantasie direkt auf die Ebene

weiteren Ebenen seiner philosophischen und psychoanalytischen Texte: Indem er mit Freuds Deutung des *Rattenmannes bricht*, indem er die *Unterbrechung* als zentrales Element von Empfindungsqualitäten wie den Emotionen und Affekten im Besonderen und als Element des praktischen Selbstverhältnisses im Allgemeinen bestimmt, indem er sich von Freuds Deutung dadurch distanziert, dass er die *Brüchigkeit* von dessen theoretischen Überlegungen selbst thematisiert und indem er in seiner Haltung als Untersuchungssubjekt selbst einen Bruch inszeniert: Während er seine Kritik an Freuds Vorgehen indirekt auch durch Verweise auf seine eigene psychoanalytische Praxis absichert, offenbart sich gerade in der Art dieses Rückgriffs ein *Bruch* mit der eigenen Identität als beteiligtem Analytiker: Lear konstruiert hier ein Beispiel aufwendig um die Tatsache herum, dass er sich selbst aus dem Szenario herauskürzt.

Um deutlich zu machen, wie sich auf diese Weise nicht nur neue Perspektiven, sondern auch ein neues Spannungspotential aus der Konfrontation philosophischer und psychoanalytischer Erklärungsmuster ergeben können, konzentriere ich mich zunächst auf die inhaltlichen Brüche: Lear bestimmt das Verhalten des *Rattenmannes* als Ausdruck von Angst und zugleich als phantasiegesteuerte Unterbrechung der Fähigkeit Angst auszudrücken. Auf theoretischer Ebene erklärt er dies damit, dass das Verhalten des *Rattenmannes* die Gestalt einer unvollständigen Aktualisierung der Fähigkeit Angst auszudrücken einnimmt, während es gleichzeitig eine Störung des Entwicklungsprozesses darstellt, der die Fähigkeit Angst auszudrücken erst in ihrem vollen Potential hervorbringt. Die Komplexität dieses Vollzugs einer Empfindung lässt sich nach Lear nur dann angemessen erfassen, wenn man die alltagssprachliche Beschreibung von Emotionen hinter sich lässt: Der emotionale Ausbruch des *Rattenmannes* steht für eine *projektive Identifizierung*. D. h., er reagiert auf die zunehmende Inszenierung seiner Vaterbeziehung in der psychoanalytischen Situation, die auf intrapsychischer Ebene die internalisierte Erfahrung mit dem Vater sowie dessen Dominanz als Objekt, dessen Ambivalenz nicht verarbeitet wurde, wachruft, mit einem Versuch, die angsteinflößende Seite dieses Objekts loszuwerden, indem er sie auf Freud überträgt: »In short, what we see in the Rat Man's jump from the couch is less a manifestation of the capacity to express fear and more a display of intrapsychic structure spread out over the analytic situation. The Rat Man is cringing before his own superego.«<sup>28</sup>

Dieser Bruch äußert sich lediglich an der Oberfläche als Ausdruck von Angst. Gleichzeitig handelt es sich bei dieser Pause, die der *Rattenmann*

des bewusst zugänglichen Inhalts bzw. der Bedeutung einwirken kann. Siehe *ibid.*, hier Kapitel 5, »Restlessness, Phantasy, and the Concept of Mind«, S. 106, 110, 117.

28 Lear, »Jumping from the Couch«, S. 168.

von sich selbst nimmt – in Lears Ausführungen schwingt hier die doppelte Bedeutung von »break« in der englischen Sprache mit – nicht einfach um irgend ein ›Außersichsein‹, sondern um ein Verhalten, das den Anfangspunkt für eine neue Perspektive und Lebensform des Analysanden bilden kann: Auch dies ist eine Aktivität, die eindeutig die des *Rattenmannes* ist und in der dieser sich in seiner individuellen psychischen Gewordenheit erfährt. Als isoliert betrachtete innerweltliche Zuordnung wird diese Feststellung von Urheberschaft hier jedoch insofern negativ bestimmt, als eine rationale Strukturierung des Verhaltens sich im psychoanalytischen Vollzugskontext auf lange Sicht als »construction of a false self« entpuppen würde.<sup>29</sup>

In welche Richtung sich das Verhalten entwickelt, ob es zu einer neuen Selbstbestimmung oder zur Verfestigung einer Selbsttäuschung führt, liegt dementsprechend vor allem in den Händen des Analytikers: Eine projektive Identifizierung kann dann konstruktives Potential entfalten, wenn der Analytiker als Empfänger einen Weg findet, dem Analysanden zu helfen, durch eine Beziehungsgestaltung des Miteinanders von Loslösung und Verbundenheit individuelle Freiheit und Souveränität gegenüber seiner Angst zu gewinnen.

Hier lässt sich auch aufzeigen, wie der normative Fokus in Lears Selbstpräsentation als Untersuchungssubjekt und damit seine persönliche psychoanalytische Verantwortung in seine philosophisch-unbeteiligte Haltung einbricht: Dies kündigt sich zunächst an, indem Lear den Umstand, dass zur projektiven Identifizierung auch die Rolle ihres Empfängers gehört, als »eerie«, also als unheimlich, bezeichnet.<sup>30</sup> Dem folgt zwar die Erläuterung eines eigenen Falles zur Veranschaulichung – »I once had a psychotic patient [...]« –, Lear kommt dabei jedoch nicht auf dessen projektive Identifizierung mit *ihm* im Rahmen der Übertragungsbeziehung zu sprechen. Stattdessen konstruiert er ausgehend von der realen Konstellation, in der dieser Analysand der Urheber einer projektiven Identifizierung seiner Ehefrau war, mit erheblichem Aufwand ein imaginäres Szenario, in dem der Analysand auch als Empfänger gehalten kann.

Inhaltlich handelt es sich nach Lear bei der projektiven Identifizierung um eine reale Vermittlung von Gefühlsqualitäten, die im Empfänger eine reale psychische Wirkung, eine emotionale Überwältigung und damit auch einen Bruch auslösen können. Diese Vermittlung macht aus einem innerweltlichen auch ein interpersonelles Phänomen, dessen Form die Grundlage auch für therapeutische Transformationen ist. Bei dieser Intervention geht es nicht um die bloße Entdeckung von unbewussten Ursachen des Analysanden-Verhaltens, sondern um das gemeinsame

29 Ibid., S. 163.

30 Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf *ibid.*



Freilegen eines neuen Erlebens, einer neuen Perspektive, einer neuen Form der praktischen Selbstverortung. Lear skizziert im Anschluss an seine Kritik eine alternative Herangehensweise an Freuds allzu rationalisierenden Umgang mit dem *Rattenmann*, bleibt dabei jedoch bei einer distanzierten Beobachtungsperspektive. Auf diese Weise bleibt die Inszenierung von Brüchen unvollständig: Lear führt zwar auf inhaltlicher Ebene Philosophie und Psychoanalyse bei der Einordnung des *Rattenmannes* zusammen. Die psychoanalytische Unterbrechung der philosophischen Rationalisierung des Irrationalen in der Gestalt der Erfahrung des Analytikers, deren expressiver Gehalt über die konkrete Gestaltung der theoretischen Überlegungen hinausgeht, lässt er jedoch außer Acht. Dadurch kommt die disziplinenübergreifende Radikalität des Phänomens der Selbstunterbrechung auf methodologischer Ebene nicht im vollen Maß zum Vorschein.

Etwas anders sieht es dagegen in den Vorlesungen *A Case for Irony* aus. Hier geht es Lear darum, sein Motiv der Selbstunterbrechung zu einem praktisch-philosophischen Ideal der Lebensführung auszuarbeiten. Die resultierende Theorie einer »ironic existence« ist vor allem in zwei Punkten von Bedeutung: Zum einen entwickelt Lear hier eine Theorie der Selbstrealisierung des Menschen als personale Identität und psychische Einheit in direkter Abgrenzung zu Korsgaards Modell, zum anderen geht es dabei auch um das Phänomen des Sich-selbst-entzogen-Seins, dessen Freilegung Gegenstand der psychoanalytischen Praxis ist. In *A Case for Irony* wird die Kapazität der Selbstunterbrechung in Gestalt einer *unheimlichen* Erfahrung eingeführt, in der das handelnde Subjekt von seinem eigenen Bewusstsein der Fragilität und Doppelbödigkeit seines normativen Selbstverständnisses und der darin eingebetteten bewussten praktischen Identitäten *heimgesucht* wird.<sup>31</sup>

Diese Heimsuchung ist nach Lear die erfahrungsmäßige Grundlage einer ironischen Existenz, die er am Beispiel der praktischen Identität des Lehrer-Seins beschreibt:

»Ironic experience is, as we have seen, a peculiar disruption of this inherited way [die sozial vermittelte Aneignung der notwendigen Kapazitäten dafür Lehrer zu sein; Anmerkung JFP] of facing life's possibilities. This is not one more possibility one can simply add to the established repertoire. It is a disruption of the repertoire – and, in the disruption, it brings to light that the established repertoire is just that.

In ironic existence, I would have the capacity both to live out my practical identity as a teacher – which includes calling it into question in

31 »Ironic disruption is thus a species of uncanniness: it is an *unheimlich* maneuver. The life and identity that I have hitherto taken as familiar have suddenly become unfamiliar.« Lear, *A Case for Irony*, S. 19. Hervorhebung vom Autor.

standard forms of reflective criticism – and to call all of that questioning into question; not via another reflective question but rather via an ironic disruption of the whole process. In this twofold movement I would both be manifesting my best understanding of what it is about teaching that makes it a human excellence and be giving myself a reminder that this best understanding itself contains the possibility of ironic disruption. [...] Done well, this would be a manifestation of a practical understanding of one aspect of the finiteness of human life: that the concepts with which we understand ourselves and live our lives have a certain vulnerability built into them.«<sup>32</sup>

Diese Zusammenfassung wird im Verlauf des Buches an zwei Stellen entscheidend konkretisiert: anhand des Beispiels der Konfrontation eines Christen mit einem Bettler und anhand des Fallbeispiels von *Frau A.*

Das Bettler-Beispiel veranschaulicht eine Form der Konfrontation mit der eigenen moralisch-normativen Orientierung: Der überzeugte Christ hört eine Predigt darüber, wie die Menschen immer wieder an ihren Idealen scheitern und kommt danach auf der Straße an einem Bettler vorbei, dem er einen Dollar gibt. Der Bettler antwortet mit den Worten: »You must be listening to your priest«, worauf dem Christen dämmert, dass er tatsächlich von seinem Priester gelernt hat. Genau darin liegt ein Problem, das ihn ganz plötzlich erschüttert:

»I am shaken. It is not merely that I have a sincere propositional thought with this content; it is that the having of this thought is the occasion for disruption and disorientation. It is as though Christianity has come back to show me that everything I have hitherto taken a Christian life to be is *ersatz*, a shadow. Even when I am pricked by conscience and experience myself falling short – that entire package I learned in Christendom bears at best a comical relation to what it would actually be to follow Jesus' teaching [...] In that sense, irony breaks open a false world of possibilities by confronting one with a practical necessity. The form of this confrontation is disruption: disruption of my practical identity as a Christian, disruption of my practical knowledge of how to live as a Christian.«<sup>33</sup>

Die erstpersionale Perspektive ist hier kein Zufall: Lear spricht sich zwar gegen die inhaltliche Identifizierung mit dem Christen aus, doch seine persönliche Verbindung mit dieser Erschütterung erfüllt eine Funktion bei der Vermittlung seiner Überlegungen: Lear zielt darauf ab, den unheimlichen, weil verfolgenden Charakter der ironischen Erfahrung, der sich als phänomenale Qualität auf der begriffslogischen Ebene seiner

32 Ibid., S. 31.

33 Ibid., S. 14/15. Hervorhebung vom Autor.

Argumentation nicht ganz einfangen lässt, seinem Leser dadurch zu vermitteln, dass er ihn und sich selbst vom Bettler-Beispiel durch dessen ständige Wiederkehr im Text heimsuchen lässt.<sup>34</sup>

Es sollte nicht überraschen, dass diese Form des selbstreferentiellen Vorgehens auch die psychoanalytischen Erörterungen prägt, denn die Idee der unheimlichen Heimsuchung findet sich ursprünglich bei Freud selbst.<sup>35</sup> Lear kommt auf diesen Zusammenhang im zweiten Teil seines Buches zu sprechen, um für die These zu argumentieren, dass die ironische Erfahrung der Selbststörung ihre besondere Qualität durch den Umstand erhält, dass hier keine Selbstauflösung stattfindet, sondern eine unheimliche Begegnung mit sich selbst als etwas Fremdem, das zugleich bekannt und unbekannt erscheint, weil es sich um die verborgenen Dimensionen des Selbst handelt, die nicht bewusst gelebt oder sogar abgewehrt bzw. verdrängt werden. Der ethische Wert der Kapazität der Selbststörung besteht nach Lear nicht nur im Potential zur Befreiung von dogmatischen Festlegungen, sondern vor allem auch in ihrer Funktion als Quelle einer psychischen Einheit, die keinen endgültig zu erreichenden Zustand kennt, sondern eine regulative praktische Orientierung an der Aufdeckung von Illusionen und Heucheleyen zugunsten eines wahrhaftigeren Selbstverhältnisses liefert, durch welches das Subjekt sich die Möglichkeit verschafft, über sich selbst hinauszuwachsen. Der Blick auf die psychoanalytische Praxis dient dem Versuch, den Selbst-Heimsuchungen als unbewusst motivierten Aktivitäten des Phantasievermögens auf die Spur zu kommen und in der Auseinandersetzung mit ihrer unheimlichen Bekanntheit die eigene Identitätsbildung bzw. sich selbst als dynamische und fragile Einheit individueller Kernphantasien und

34 »The reason I keep returning to the beggar on 57<sup>th</sup> Street is not because I need to elaborate his story, but because the repetition in imagination may cause discomfort in some readers. The internal recognition of a rising level of discomfort in oneself may be of greater value in getting a glimpse of the experience of irony than any narrative about the rising level of discomfort. The choice of literary form had a surprising effect on me: I had no idea when I began writing these lectures that I would end up donating the royalties of this book to the Chicago Food Depository. (And I want to thank all the commentators for agreeing to this.) I do not think that this happened because of a narrative about the beggar; it happened because, in imagination, I repeatedly brought myself before his visage.« Ibid., S. 116.

35 »If ironic experience is a peculiar form of uncanniness, then perhaps we can take a different clue from Freud. He famously claimed that ›the uncanny [*unheimlich*] is something which is secretly familiar [*heimlich-heimisch*], which has undergone repression and the returned from it.‹ A repressed thought comes back to disrupt the present with an experience that is at once weirdly familiar and unfamiliar.« Ibid., S. 46. Hervorhebung vom Autor.

anderer unbewusster Kräfte zu begreifen, deren Einfluss durch die bewusste Ich-Organisation praktischer Identitäten allein nicht eingeholt werden kann.

Im Fall von *Frau A.*, den Lear dadurch in seine Überlegungen einführt, dass er beschreibt, wie er die Analysandin zu Beginn und im Verlauf der Behandlung als individuelle Persönlichkeit »erlebt«,<sup>36</sup> wird die psychische Einheit der Person zunächst in Gestalt eines übergeordneten Lebensthemas fassbar: Das bisherige Leben und Erleben von *Frau A.* ist von einem spannungsreichen Verhältnis zum Attribut der Jungenhaftigkeit durchdrungen, das bereits vor der Geburt ihren Anfang nahm, da die Eltern irrträglich dachten, sie erwarteten einen Jungen. Die erste Beschreibung von Lear ist lebendig gehalten und gleichzeitig so dicht, dass sie dem Leser ein Bild der Person liefert, das aufgrund seiner Tiefe an persönlichen Informationen – hier reihen sich Partnerschaftsprobleme, Traumschilderungen und die Konfrontation mit der elterlichen Sexualität nahtlos aneinander – nachhaltig haften bleibt.

Lear berichtet mit dem Fall von *Frau A.* von einer psychoanalytisch beförderten Selbstentfaltung. Was er jedoch nicht erzählt, ist die Geschichte *seiner* psychoanalytischen Beziehung, denn auch in *A Case for Irony* bleibt die Reflexion seiner persönlichen Perspektive als Psychoanalytiker unterrepräsentiert. Dieser Eindruck steigert sich im Verlauf des Fallberichts, der sich über mehrere Textabschnitte verteilt. Nach der Einführung erörtert Lear die Jungenhaftigkeit als einheitsstiftendes Motiv, das *Frau A.*s Erfahrungsperspektive dominiert und gleichzeitig »is itself kept hidden from view – because Ms. A. herself is anxious that the fantasies of boyishness significantly conflict with her conscious practical identity, which is markedly feminine.«<sup>37</sup>

Das Phänomen, von Variationen menschlicher Grundherausforderungen als organisierendem Prinzip in seiner Lebenspraxis bestimmt zu werden, teilen Analytiker und Analysand bei Lear ebenso wie die Art und Weise, wie sich diese Bestimmtheit als Dynamik des Unbewussten im Verhalten Ausdruck verschafft. Diese Grundthemen werden durch kulturelle Vorstellungen und Illusionen – im Fall von *Frau A.* z. B. darüber, was es heißt jungenhaft oder damenhaft zu sein – geprägt, die potentiell

36 Die Einteilung des psychoanalytischen Fallberichts in Sektionen des Erlebens, der Reflexion und der narrativen Einbettung in den weiteren Verlauf der Behandlung entnehme ich hier dem Kommentar Stephen B. Bernsteins zu dem bereits zitierten Text von Michels. Siehe Stephen B. Bernstein, »Kommentar zu Robert Michels ›Die Fallgeschichte‹«, in: Kächele, Horst/Pfäfflin, Friedemann (Hg.), *Behandlungsberichte und Therapiegeschichten. Wie Therapeuten und Patienten über Psychotherapie schreiben*, Gießen: Psychosozial-Verlag 2009, S. 50f.

37 Lear, *A Case for Irony*, S. 48. Hervorhebung vom Autor.

alle Angehörigen desselben übergeordneten sozialen Zusammenhangs betreffen.<sup>38</sup>

Der Übergang vom ersten zum zweiten Teil der Fallschilderung dient der Zusammenführung der psychoanalytischen Erfahrung mit Lears philosophischer Selbststörungskonzeption: Damit sich *Frau A.* mit ihrer unbewussten Identitätsorganisation auseinandersetzen kann, braucht sie eine psychoanalytisch erweiterte Version der ironischen Kapazität zur Selbststörung. Deren Konzeption, die enge Parallelen zu Lears Überlegungen in »Jumping from the Couch« aufweist, beruht wesentlich auf der Annahme, dass die bewusste Reflexion einer emotional bzw. affektiv aufgeladenen Motivation, die Gegenstand von Verdrängung und Abwehr ist, »because it violates one's sense of who one is«,<sup>39</sup> nicht zur Auf- sondern zu einer systematischen Verdeckung der unangenehmen, gefürchteten und verbannten Gefühlsqualitäten führt. An die Stelle dieser Anleitung zur Rationalisierung soll dagegen eine Unterbrechung des bewussten Selbst treten, die sich die konnotativen Ausdrucksmöglichkeiten des Sprechens über sich selbst zunutze macht, sodass die unbewussten Motivationen in die Sprache des Analysanden einbrechen und dieser sie sich als wahrhaftigen sprachlichen Ausdruck seiner selbst zu eigen machen kann. Im Fall von *Frau A.* und ihrer unbewussten Fantasie der eigenen Jungenhaftigkeit bedeutet dies konkret und zusammengefasst: »Ms. A. needs to be able to say ›I am a boy!‹ *boyishly*.«<sup>40</sup>

Lear veranschaulicht den philosophisch-psychoanalytischen Gehalt dieser Aussage, in der auch die ideale Vorstellung, dass rationale und nicht-rationale Seelenvermögen die gleiche Sprache sprechen, zum performativen Ausdruck kommt, im zweiten Teil seiner Fallbeschreibung. *Frau A.*s Auseinandersetzung mit sich selbst und deren Entwicklung lässt sich ihm zufolge mit *vier Dimensionen* der ironischen Selbst-Störung nachzeichnen: Im Rahmen des psychoanalytischen Settings und im freien Erzählen ihrer Erfahrungen wird die Analysandin erstens unsicher gegenüber den gewohnten Bildern und Vorstellungen ihrer bewussten praktischen Identität als Frau. Diese Erschütterung weitet sich zweitens aus auf die großen Fragen der menschlichen Existenz, die diesen Vorstellungen zugrunde liegen – z.B., »what loving, for her, could possibly

38 Mit dieser Überlegung liefert Lear hier ein wichtiges Argument auch gegen die Vorstellung, der Blick auf psychoanalytische Handlungsszenarien offenbare nur Einsichten in die Besonderheiten psychischer Ausnahmefälle: Über die gemeinsame Prägung lässt sich ganz konkret eine Verbindung zwischen *Frau A.* und Lears Lesern herstellen, die wiederum auch als Ebene der Vermittlung eines Unbekannten, das unheimlich bekannt wirkt, dient.

39 Lear, *A Case for Irony*, S. 54.

40 *Ibid.*, S. 57.

mean.«<sup>41</sup> Im Aufbrechen vermeintlicher Sicherheiten kann sich die unbewusste Identität in der Übertragungsbeziehung mit dem Analytiker entfalten. Dadurch wandelt sich die Sitzung in eine »late-night bull session«.<sup>42</sup> Es entsteht ein Raum, in dem Psychoanalyse für beide Beteiligte im eigentlichen Sinn lebendig wird. Hier wird drittens auch die nicht-sprachliche, körperliche Ebene des Prozesses spürbar, die Lear an anderer Stelle veranschaulicht: Die dort beschriebene Analysandin, deren organisierendes Lebensprinzip das ständige Enttäuschtwerden ist, stellt fest, dass die Angst vor der erneuten Enttäuschung sie behindert, weil sie wie ein Gewicht auf ihrer Stimme liegt. Lear beschreibt, wie sich ihre Stimme im Aussprechen dieser Wahrheit über ihr Selbstverhältnis klärt, als ob gerade ein Gewicht von ihr genommen worden wäre.<sup>43</sup>

In der vierten Dimension ironischer Selbststörung geht es darum, wie die Analysandin mit der Erschütterung des eigenen Selbstverständnisses weiter umgeht. Damit wird auf die Loslösung aus der analytischen Beziehung sowie auf die normativen Implikationen verwiesen, die sich daraus für eine Neubestimmung praktischer Selbstbestimmung im Sinne einer Kompetenz der couragierten Selbsthinterfragung ergeben.

Diese Implikationen verdeutlicht Lear im Zuge des dritten Auftritts von *Frau A.*, wenn er betont, dass sich deren Verhalten, wenn sie ihre Impulse zum Ausleben ihrer Jungenhaftigkeit im Hinblick auf ihre bewusste praktische Identität als Frau scheinbar rational in die Schranken weist, zwar im korsgaardischen Sinne als Fall gelungener Selbstkonstitution bestimmen lässt, dabei aber die persönliche Konsequenz dieses Handelns verkannt wird: »In the name of rational agency, and in the name of practical identity, Ms. A. is ignoring – and thereby splitting off – a vibrant, organizing part of herself.«<sup>44</sup>

Lear stellt hier nicht nur Korsgaards Konzeptionen von psychischer Einheit und praktischer (Ir)Rationalität in Frage: Auf ähnliche Weise kritisiert er auch Richard Morans Konzeption des psychoanalytischen Erkenntnisprozesses.<sup>45</sup> Dabei ist vor allem der Eindruck, den Lear von seinem methodologischen Selbstverständnis vermittelt, interessant: Er betont die zentrale Rolle der Übertragungsbeziehung, um Morans Vorstellung von der Rolle des *Analytikers* zu korrigieren. Dabei wird deutlich, wie theoretische Überzeugung und klinische Praxis auf eine klare Position bezüglich der psychoanalytischen Behandlungstechnik

41 Ibid., S. 60.

42 Ibid., S. 61.

43 Jonathan Lear, »Wisdom won from illness: The psychoanalytic grasp of human being«, in: *The International Journal of Psychoanalysis*, 95 (4) (2014).

44 Lear, *A Case for Irony*, S. 64.

45 Ibid., hier die Entgegnung zu Morans Kommentar »Psychoanalysis and the Limits of Reflection«: »The Immanence of Irony and the Efficacy of Fantasy«.

verweisen: Lear nimmt in seiner eigenen Falldarstellung deshalb keine Rolle ein, weil er dem klinischen Konzept des aktiven Psychoanalytikers, der sich redend und reflektierend in den analytischen Prozess einmischt, eher abgeneigt gegenübersteht.

Während Lear also die philosophische Idealisierung einer Rationalität der Transparenz und distanzierten Reflexion als inhaltliches Dogma kritisiert und sich einer kritischen Reflexion ihrer methodologischen Anwendung auch mithilfe der Psychoanalyse widmet, weist seine Auseinandersetzung mit Letzterer eine methodologische Vernachlässigung intersubjektiven Beteiligtseins auf. Die für Habermas oder Honneth so bedeutsame Anerkennungsbeziehung zwischen Analysand und Analytiker und die für viele zeitgenössische Psychoanalytiker so wichtige intersubjektive Konstitution des Behandlungsprozesses spielt bei Lear nur sehr indirekt eine Rolle. Hier ergibt sich auch eine Verknüpfung mit dem bereits erwähnten Umstand, dass sich Lear in seinen Erläuterungen z. B. der projektiven Identifizierung von seinen eigenen Erfahrungen als Psychoanalytiker distanziert.<sup>46</sup> So bleibt in seiner Herangehensweise meines Erachtens das dialektische Wechselspiel von Rationalitätsanspruch und Erfahrung der Selbstunverfügbarkeit, das die Psychoanalyse in Theorien der Praxis und Praktiken der Theoriebildung zum Ausdruck bringt, weitgehend außen vor.

## 5.2 Selbstbestimmung ohne Selbstbehauptung – Die affektive Mentalisierung

»Im Kern unseres Selbst steht die Repräsentation der Art und Weise, wie wir gesehen wurden.«<sup>47</sup>

Wenn man sich im Rahmen einer umfassenden Kritik der philosophischen Betrachtung praktischer (Ir)Rationalität auf die grundlegenden disziplinären Rationalitätsansprüche zurückgeworfen sieht, bietet die Psychoanalyse aufgrund ihres komplexen Zusammenhangs von zuschreibender und zugeschriebener (Ir)Rationalität einen einmaligen Ansatzpunkt. Dieser lässt sich jedoch nur dann gewinnbringend nutzen, wenn man den inkommensurablen Unterschieden zwischen der

46 Hier ist die Ergänzung angebracht, dass dies nicht bedeutet, Lear würde sich mit der Rolle des Psychoanalytikers als solcher nicht auseinandersetzen wie sein Buch *Therapeutic Action* zeigt. Auch diese Überlegungen sind jedoch von einem Fokus vor allem auf innerweltliche Perspektiven geprägt.

47 Fonagy, Peter/Györgi, Gergely/Elliott, L. Jurist/Target, Mary, *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*, Stuttgart: Klett-Cotta 2002, S. 350.

theoretischen Perspektive der Philosophie und der psychoanalytischen Perspektive als Konglomerat von Theorie, Praxis und Methode eingedenk bleibt. Die Relevanz dieser selbstreferentiellen Vorgehensweise auf disziplinenübergreifender Ebene zeigt sich insbesondere im Umgang mit Fallgeschichten als Darstellungen klinischer Behandlungspraxis, der in der Psychoanalyse einen festen Platz hat, während er die philosophische Perspektive vor die Frage stellt, inwieweit sie sich diese Vermittlung des Besonderen erschließen kann, ohne ihren theoretischen Standpunkt aufzugeben. Gardner und Lear nehmen diese Herausforderung von unterschiedlichen methodologischen Standpunkten aus in Angriff, konzentrieren sich dabei jedoch auf den gleichen inhaltlichen Zusammenhang: die Bestimmung dispositionaler Rationalität und Irrationalität in der Handlungs- und Lebenspraxis. Der wichtigste Unterschied liegt dabei darin, dass Gardner einen theoretisch-philosophischen, Lear dagegen vor allem einen praktisch-philosophischen Fokus repräsentiert. Während sich meine Überlegungen im Hinblick auf diese Ausrichtung weitgehend Lears Perspektive zuordnen lassen, ist es mit dem Blick auf die methodologische Dimension nicht ganz so einfach. Gardner und Lear wenden sich beide der psychoanalytischen Theoriebildung zu, weil sie die Ansicht vertreten, dass Philosophie und Psychoanalyse eine ähnliche Struktur der Reflexion über die Grenzen und Potentiale des Vernunftvermögens aufweisen. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass sie ihren eigenen Anspruch auf Vernünftigkeit und dessen Grenzen kritisch mitthematisieren kann. Wenn ich dieser Richtung der Argumentation beipflichte, dann mit dem eingangs beschriebenen Unbehagen. Dieses richtet sich jedoch nicht nur gegen Korsgaards Bestimmung rationalen und vor allem irrationalen Verhaltens, sondern auch gegen ihre Abstrahierung von Handlungs- und Lebenspraxis. Wenn die Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse hier einen konkreten Blick auf das Oszillieren genuin praktischer Rationalität und Irrationalität jenseits voreiliger Rationalisierungen aufzeigen soll, braucht es eine konstruktive Aneignung der originären Vermittlung psychoanalytischer Praxis.

Die Ansätze von Gardner und Lear greifen dabei zu kurz, indem sie auf jeweils andere Art und Weise methodologische Selbstverständnisse aktualisieren, die sie selbst nicht ausreichend zur Diskussion stellen: Während Gardner den Fallbericht des *Rattenmannes* wie ein philosophisches Beispiel behandelt, greift Lear auf seine Erfahrung als Analytiker zurück, ohne dabei in ausreichendem Maß seinen Status als Angehöriger beider Disziplinen zu thematisieren. Diese methodologischen Ausrichtungen beeinflussen auch die inhaltliche Bestimmung von (Ir)Rationalität und Selbstbestimmung: Beide Autoren räumen von unterschiedlichen Standpunkten aus dem originären Aufeinandertreffen von rational-theoretischem Selbstverständnis und Bereitschaft zur intersubjektiven Verhandlung der Rationalitätsmaßstäbe als Erkenntnisprozess



in der Darstellung und Vermittlung des Analytikers keinen ausreichenden Platz ein. Auf diese Weise vermitteln sie in ihren Fallanalysen nur sehr indirekt einen Eindruck davon, wie die Beschäftigung mit dem psychoanalytischen Behandlungsprozess anhand der Perspektive des Analytikers die Ambivalenzen und dialektischen Spannungen nicht nur praktischer Rationalität, sondern auch ihrer theoretischen Reflexion in den Blick rückt *und* performativ vermittelt: Beide Autoren übernehmen in ihrer Darstellung vor allem die bekräftigende Dimension der Analytikerperspektive. Deshalb verfehlen sie eine Berücksichtigung der Erschütterung *und* des Sich-Einlassens darauf, wie Orientierung und Befremdung im Handlungsvollzug nebeneinander treten. Dadurch scheint die Erfahrungsqualität gerade des Oszillierens und sein Potential zur Vertiefung, Veränderung oder Erneuerung von Selbstverständnissen ihren normativ-evaluativen Bestimmungen des Gelingens von Vernünftigkeit und Selbstbestimmung nur äußerlich beizuliegen – ihr wird performativ kein oder zu wenig Raum zugestanden.

Hier sollte man ausgehend von einer wichtigen Gemeinsamkeit noch einmal zwischen Gardner und Lear differenzieren: Meines Erachtens hängt diese Perspektivenübernahme beider Autoren eng mit der Verwendung eines bestimmten Vokabulars zusammen: Während dies bei Gardner vor allem mit einem theoretisch-philosophischen Fokus zusammenhängt, bieten Lears Überlegungen gerade im Zusammenhang mit den auf verschiedenen Ebenen thematisierten Brüchen eigentlich einen geeigneten Ausgangspunkt für eine praktisch-philosophische Integration der Erschütterungsqualitäten und ihres dialektischen Erkenntnispotentials im Rahmen meiner Überlegungen. Aus diesem Grund werde ich auf Lears Überlegungen im letzten Kapitel auch noch einmal zurückkommen: um seinen Ansatz mit einer anderen Weise, über die psychoanalytische Vermittlung von Vollzügen der Vernünftigkeit und Selbstbestimmung zu sprechen – dem Vokabular ästhetischer Reflexion – zusammenzubringen und so an seine Überlegungen anzuknüpfen.

Zunächst braucht es jedoch einen konkreten Gegenentwurf der Aneignung eines Fallbeispiels, der nicht auf Lears doppelte Zugehörigkeit als Philosoph und Analytiker angewiesen ist. Nur so ist es möglich, unabhängig von dieser Voraussetzung einen Weg aufzuzeigen, wie der Fallbericht als Beispiel für die transformative Selbstbestimmung in der psychoanalytischen Praxis *und* für die einzigartige Weise psychoanalytischer Vermittlung betrachtet und philosophisch ausgewertet werden kann. Hier steht das Ziel im Mittelpunkt, den Nutzen psychoanalytischer Fallgeschichten als einzigartige kognitive und phänomenale Vermittlung der Grundbedingungen praktischer Selbstbestimmung sowie des Spannungsverhältnisses von Rationalität und Irrationalität als Antrieb ethisch-moralischer Entwicklungsdynamiken zu verankern. Im letzten Kapitel werde ich dann erläutern, inwieweit eine Konzeption lebenspraktischer

Vernünftigkeit, die in der Anwendung *und* methodologischen Reflexion wesentlich auf die psychoanalytische Vermittlung bezogen bleibt, einer rationalisierenden Verurteilung praktischer Irrationalität entgeht, indem sie dieser Vermittlung transformativer Selbstbestimmung in ihrem expressiven Verweis auf den Wert einer offenen Haltung gegenüber Prozessen und Vollzügen, die sich nicht immer schon durch diskursiv rationale Orientierungen einfangen lassen, folgt und ihn integriert ohne ihn auf bestehende Modelle theoretischer oder praktischer Reflexion zu reduzieren.

### 5.2.1 Theoretische Vorbemerkungen

Die affektive Mentalisierung ist eine psychoanalytische Behandlungstheorie, in der, ausgehend von Winnicotts objektbeziehungstheoretisch ausgerichteter Selbst-Konzeption, die affektiven, nonverbalen Dimensionen der Übertragungsbeziehung zwischen Analysand und Analytiker in den Blick genommen werden. Diese Sichtweise zielt darauf ab, das Gewahrsein der mentalen Urheberschaft in seiner intersubjektiven Bedingtheit zu erfassen und zu transformieren. Im Mittelpunkt der Theorie steht die Mentalisierung als Fähigkeit, »das eigene Verhalten wie auch das Verhalten der anderen Person im Gedanken an die jeweils mitschwingende innere Verfassung zu verstehen«<sup>48</sup>, als Kapazität der interpersonell verankerten Selbstbeziehung.

Mit Bezug auch auf philosophische Ansätze entwickelt der Bindungstheoretiker und Psychoanalytiker Peter Fonagy eine behandlungstheoretische Position,<sup>49</sup> in der die Kapazität der Mentalisierung und der intersubjektivistische Selbst-Begriff über die Vorstellung eines gelingenden Selbstverhältnisses als Bestandteile einer psychoanalytischen Behandlungsmethode begriffen werden, mit der Konflikte und Störungen der Selbstentwicklung durchgearbeitet werden können.<sup>50</sup> In einer

48 Kirsch, Holger/Brockmann, Josef/Taubner, Svenja, *Praxis des Mentalisierens*, Stuttgart: Klett-Cotta 2016, S. 10.

49 Fonagy bezieht sich u. a. auf die Überlegungen des Philosophen Daniel Dennett.

50 Hier sind zwei wichtige Anmerkungen zu den Verweisen nötig: Zum einen hat Fonagy die Theorie der affektiven Mentalisierung nicht allein, sondern gemeinsam vor allem mit György Gergely aber auch mit anderen Entwicklungs- und Bindungsforschern entwickelt. Da er aber als Haupturheber dieser Konzeption gilt, beschränke ich mich auf die Nennung seines Namens. Zum anderen finden sich seine Ausführungen inzwischen in vielen Aufsätzen und Büchern; ich konzentriere mich hier jedoch vor allem auf das umfassende Hauptwerk Fonagy, Peter/Györgi, Gergely/Elliot, L. Jurist/Target, Mary, *Affect regulation, mentalization, and the development of the self*,

psychoanalytischen Behandlung, die auf dem Konzept der affektiven Mentalisierung beruht, kann und soll der Analysand die interpersonellen Erfahrungen affektiv (re)inszenieren, die seine psychische Selbstorganisation bestimmen. Der Ausdruck der Affekte und ihre Zuordnung in der fühlenden Begegnung mit dem Analytiker ermöglicht es dem Analysanden zu sich (zurück) zu finden. Diese Selbstbegegnung kann man im Sinne eines regulativen Ziels des psychoanalytischen Entwicklungsprozesses auch als Transformation des Selbstverständnisses bzw. als transformierte Selbstbestimmung bezeichnen. Als normative Bedingungen für deren Gelingen lassen sich außerdem typische Kapazitäten des Vernunftvermögens – die sprachliche Reflexionsfähigkeit, die Unterscheidung zwischen sich und anderen und zwischen Wunsch und Wirklichkeit – anführen, jedoch reicht die kognitive Realisierung dieser Kapazitäten allein nicht aus. Stattdessen macht der Blick auf die entsprechende psychoanalytische Handlungspraxis deutlich, dass die Perspektive des Analysanden auf sich selbst als individuelles Zusammenspiel von vergangenen und aktuellen Beziehungserfahrungen sowie den jeweiligen affektiven Bedeutungen und ihrer intrapsychischer Konflikthaftigkeit begriffen werden muss.

In diesem Kontext erlangt das handelnde Subjekt dann einen wahrhaftigen Zugang zu sich selbst, wenn es ihm gelingt, im Handlungsvollzug ein individuelles Gleichgewicht zwischen selbstreflexiver Unabhängigkeit und Abgrenzung sowie affektiver Verbundenheit in der zwischenmenschlichen Verständigung aufzuspüren. Selbstbestimmung bedeutet hier, sich im und mit dem Anderen dadurch zu finden, dass man sich als eigenständiges Individuum erlebt, das den unbewussten und phantastischen Dimensionen des eigenen Handelns, die sich der rationalen Selbstkontrolle nachhaltig entziehen, angstfrei begegnet und darin anerkannt wird.

Im Unterschied zu Gardner und mit Lear gehe ich davon aus, dass sich eine Diskussion der Formen psychoanalytischer (Ir)Rationalität nicht darin erschöpfen kann, einzelne Handlungsvollzüge isoliert herauszugreifen. Vielmehr sollte eine philosophisch-psychoanalytische Auseinandersetzung ergründen, wie das praktische Subjekt über seine typischen rationalen Kapazitäten hinaus als psychische Einheit bewusster wie unbewusster Organisation durch den Zugang eines konkreten Verständigungskontexts bestimmt wird.

Die Theorie der affektiven Mentalisierung erweist sich auch deshalb als geeigneter Ausgangspunkt, weil diese selbst aus einer transdisziplinären Verbindung psychoanalytischer Vorstellungen über die Entwicklung, Konflikthaftigkeit und klinische Verhandelbarkeit des Selbst mit

New York: Other Press 2004 bzw. seine deutsche Übersetzung, da sich hier auch das ausgewählte Fallbeispiel findet.

bindungstheoretisch-psychologischen aber auch philosophischen Begriffsrahmen und Erklärungsstrategien entstanden ist. Aus dieser Kombination ergibt sich folgender Argumentationsgang: Fonagy führt eine entwicklungspsychologische These der empirischen Säuglingsforschung – der Mensch erlangt Zugang zu sich selbst und zu den eigenen mentalen Zuständen in infantilen Interaktionen mit der primären Bezugsperson und zunächst in der vorsprachlichen Phase auf Wegen des Austausch, der markierten Spiegelung und der Abstimmung von Affekten – mit einer Theorie der sozialen Wahrnehmung zusammen. Mit diesem Kondensat entwirft er eine psychoanalytische Technik der angepassten Übertragungsbeziehung, um in der klinischen Arbeit Analysanden zu helfen, sich in ihrer eigenen personalen Identität zu ihrer Umwelt ins richtige Verhältnis zu setzen.<sup>51</sup>

Alle drei Eckpfeiler von Fonagys Theorie haben im bisherigen Kapitel bereits eine mehr oder weniger prominente Rolle gespielt: die infantile Entwicklung im Zusammenhang mit Winnicott, die soziale Wahrnehmung mit Mead, Habermas und Honneth und die psychoanalytische Übertragungsbeziehung mit Gardner und vor allem Lear. Jetzt geht es mir darum, die Problemfelder zu benennen, auf die sich dieser Dreiklang im Ganzen hin befragen lässt. Dabei handelt es sich um die konstitutive Rolle der Affekte, die nicht-sprachliche Beziehungsdimension der psychoanalytischen Behandlung und die Regulierung bzw. Abstimmung als intersubjektiv bedingte gelingende Selbstbestimmung in der klinischen Praxis.

Der letzte Punkt sollte darüber hinaus bei den anderen mitgedacht werden: Die Konzeption der affektiven Mentalisierung sollte nicht allein als allgemeiner Beitrag zur psychologischen Erforschung des Selbst, sondern auch als Ergebnis der Forschung aus konkreten klinischen Erfahrungen heraus begriffen werden.<sup>52</sup> Die Orientierung am einzelnen Fall prägt auch die Art und Weise, wie Fonagy Pathologie und funktionierenden Normalzustand des Selbst zueinander ins Verhältnis setzt: Während die potentiellen Pathologien und Konflikt dispositionen, die sich durch falsche Affekt abstimmungen im Selbst entwickeln, in ihren möglichen Zügen allgemein umrissen werden, verzichtet Fonagy auf eine

51 Alfred Schöpf, *Philosophische Grundlagen der Psychoanalyse. Eine wissenschaftshistorische und wissenschaftstheoretische Analyse*, Stuttgart: Kohlhammer 2014, hier Kapitel 11, »Das Verhältnis der verbalen Kommunikation zur nonverbalen (Lacan contra Piaget und Fonagy)«, S. 158–166.

52 Der einzige Philosoph, der sich meines Wissens in letzter Zeit mit dieser Konzeption beschäftigt hat – der schon genannte Matthias Vogel – konzentriert sich dagegen aus einer Position der Philosophie des Geistes heraus auf die Ebene der psychologischen Grundlagenforschung und lässt die genuin psychoanalytische Dimension der klinischen Anwendung und Bedingtheit der Theoriebildung weitgehend außen vor.

fixe Idealvorstellung des im Ganzen funktionierenden Selbst. Stattdessen gewinnt die Vorstellung einer gelingenden Selbstorganisation über die Verhandlung der Pathologien und Konflikte konkreter Analysanden in einer Vielzahl an Fallbeispielen eine vielseitige Kontur. Das bedeutet: Weder innerhalb noch außerhalb der psychoanalytischen Behandlung gibt es eine ideale, ungebrochene Selbstentwicklung im Sinne einer maximal ausgeschöpften Kompetenz der affektiven Mentalisierung – der Analytiker erlangt seine Erkenntnisse aus individuellen Entwicklungs- und Konfliktgeschichten, bei deren Deutung er nicht nur auf eine Anwendung seiner metapsychologischen und behandlungstechnischen Konzepte, sondern auch auf seine Beziehungskompetenz der praktizierten Offenheit gegenüber der einzigartigen Selbststruktur des Analysanden angewiesen ist.

An den Anfang aller intersubjektiven Bestimmungen stellt Fonagy ähnlich wie Winnicott das geteilte Erleben von Affekten. Deren interaktionale Erfahrung führt den Menschen am Beginn seines Lebens aus der rezeptiven Perspektive eines primär somatischen Erlebens heraus in die Begegnung mit anderen und sich selbst als erst nur fühlende und dann auch denkende Identitäten mit individuellen mentalen Zuständen.<sup>53</sup> Die ersten Interaktionen basieren auf der angeborenen Tendenz des Kindes, Gefühlszustände automatisch auszudrücken, wobei die Bezugsperson auf diese mit einer markierten Spiegelung reagiert und so in eine Interaktion

- 53 Da Fonagy in seiner Theorie bindungstheoretische, entwicklungspsychologische, philosophische und psychoanalytische Überlegungen zusammenführt, operiert er auch mit einem dementsprechend vielschichtigen Affektbegriff, den ich hier nicht in seiner Gänze diskutieren kann. Für meine Überlegungen erscheinen mir vor allem die folgenden Aspekte relevant: Affekt wird von Fonagy als Oberbegriff verwendet, unter dem sowohl subjektiv erlebte Gefühle als auch objektiv zu bezeichnende (Basis-)Emotionen gefasst werden; Affekte können zugleich erlebt und als Repräsentationen reflektiert und somit letztlich reguliert werden; sie sind als Signale des Unbewussten auf die Innenwelt und in ihrer Gerichtetheit auf Objekte auf die Außenwelt bezogen und sind gerade aufgrund dieser doppelten Präsenz auch für das reife Selbst bzw. seine Ich-Instanz nicht unbedingt unmittelbar begreifbar – hieraus erklärt sich auch die psychoanalytische Dimension der falsch identifizierten Affekte. Sie sind als Elemente der intersubjektiven Interaktion für die Selbstentwicklung konstitutiv, weil das Kind in ihrem Erleben und ihrer Regulation mithilfe der Bezugsperson einen metarepräsentationalen Standpunkt gegenüber den Affekten internalisiert bzw. entwickelt, aus dem heraus es sich als selbstregulierend erfährt, da die von ihm instantiierte Interaktion im gelingenden Fall bei positiven wie bei negativen Affektausdrücken in einer positiven Gefühlslage resultiert. Fonagy, Peter/Györgi, Gergely/Elliot, L. Jurist/Target, Mary, *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*, S. 80, 100–104, 226/227.

mit dem Kind eintritt. Indem das Kind erlebt, wie sein Gefühlsausdruck eine Reaktion der Mutter hervorruft, die darüber hinaus seinen eigenen Zustand betreffen, erfährt es sich als wirksame Instanz mit originären Gefühlszuständen, mit denen es sich auf die Welt richtet, wodurch außerdem die Trennung zwischen Innen- und Außenwelt vollzogen wird. Die identitätsstiftende Entwicklung eines selbstbewussten Ich findet hier ihren Anfang in einer Spiegelung durch den Anderen, die jeder selbstbewussten Auseinandersetzung mit dem Fremdpsychischen vorangeht: Diese frühe Interaktion findet in einem Spielraum statt, in dem die Regeln der Realität nur eingeschränkt gelten – das Kind kann in die Welt eingreifen, doch es muss seine Konsequenzen noch nicht fürchten. Die Bezugsperson nimmt den Affekt des Kindes auf, verwandelt ihn jedoch nicht in eine eigene Version desselben, wodurch er eine äußere Realität erlangen würde. Stattdessen markiert sie ihn auf eine Weise, die es dem Kind ermöglicht, dieses Verhalten als Folge seines willkürlichen Gefühlsausdrucks zu erkennen, der so eine eindeutig identifizierbare Gestalt erhält. Die Schlüsselfunktion nimmt dabei das Modell des sogenannten »Biofeedbacks« ein, das die menschliche Kapazität bezeichnet, aufgrund der wiederholten Erfahrung der »externalisierten Repräsentanz« eines ursprünglich nicht wahrnehmbaren inneren Zustands eine Sensibilität für diesen zu entwickeln und so einen Zugang zu oder sogar eine Kontrolle über ihn zu erlangen.<sup>54</sup> Die erste Realisierung dieser Fähigkeit findet sich in den affektiven Interaktionen des Säuglings, der so ein »natürliches soziales Biofeedback-Training« absolviert: Die markierte Reaktion der Bezugsperson auf sein Verhalten stellt die äußerliche Repräsentanz dar, mit der diese dem Kind eine intentionale Haltung zuschreibt, die das Kind nach und nach gegenüber seinen inneren Gefühlszuständen, die sich durch Hinweisreize als solche zu erkennen geben, übernimmt.<sup>55</sup>

- 54 Györgi, Gergely/Watson, J., »The social biofeedback theory of parental affect-monitoring«, in: *International Journal of Psycho-Analysis*, 77 (1996); Fonagy, Peter/Györgi, Gergely/Elliott, L. Jurist/Target, Mary, *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*, S. 169f.
- 55 »Wir betonen das Gegenteil – das Selbst ist ursprünglich eine Erweiterung der Wahrnehmung der Anderen (zunächst der Mutter) durch den Säugling.« Ibid., S. 10. In dieser Formulierung wird deutlich, wie stark Fonagys Konzeption des Selbst von innerweltlich fokussierten Ansätzen entfernt ist. Dabei ist jedoch Vorsicht geboten: Fonagy geht es nicht darum zu zeigen, dass sich das Kind von Anfang an als intersubjektives Gegenüber eines anderen Subjekts begreift – die Beziehung mit der Bezugsperson gestaltet sich zu Beginn für das Kind als Spielraum seines Selbst allein und nur für die Bezugsperson als zwischenmenschliches Miteinander – es geht also zunächst um den Aufbau des innerweltlichen Repräsentationssystems, um die introspektive Erfahrung der eigenen Identität und der eigenen Kontrollmacht über diese (ibid., S. 224–228). Nichtsdestotrotz werden hier psychische

Die Art der Markierung hängt hierbei eng mit der Entdeckung der Selbstwirksamkeit zusammen: Das Kind entwickelt im Verlauf der ersten Lebensmonate ein rudimentäres Verständnis von »Reaktions-Stimulus-Kontingenzen« zwischen seinem eigenen Tun und der nachfolgenden Veränderung in der Welt, die einen neuen Wahrnehmungsstimulus bereitstellt.<sup>56</sup> Die Registrierung dieses Zusammenhangs, der sich auf zeitlicher, sensorisch-relationaler und räumlicher Ebene manifestiert, entwickelt sich ausgehend von der Manipulation des eigenen Körpers bis hin zur sozialen Kontingenz. Etwa ab dem Alter von drei Monaten eröffnet die Interaktion mit der primären Bezugsperson das volle Potential der Affektspiegelung, -regulierung und -abstimmung. Damit einher geht die konstitutive Erkundung der psychischen Realität und die ersten Schritte hin zum Selbst als mentalem Akteur, der seine Interaktionen als Ineinandergreifen von mentalen Zuständen und realen Veränderungen begreift. Das Kind lernt so im Verlauf einer regelmäßigen Interaktionspraxis, die Gefühlsausdrücke der Bezugsperson als Ergebnis eines inneren Zustands zu identifizieren. Die Bezugsperson sensibilisiert das Kind dabei für das Set an Hinweisreizen des jeweiligen Gefühlszustands, indem sie ihm intuitiv einen äußeren Hinweisreiz gibt, »der mit dem Vorliegen des dispositionellen Emotionszustandes des Babys kontingent ist.«<sup>57</sup>

Diese Übereinstimmung erreicht die Bezugsperson, die über die Fähigkeit verfügt, Gefühlsausdrücke in ihren mimischen, vokalen oder körperhaltungsbezogenen Dimensionen zu lesen und zu modulieren, indem sie selbst einen affektiven Ausdruck zeigt, der eine nicht ganz deckungsgleichen Spiegelung bildet. Es handelt sich um eine »übertriebene Version ihres realistischen Gefühlsausdrucks«,<sup>58</sup> die zugleich von der Bezugsperson referentiell entkoppelt ist und dennoch die Form des Ausdrucks der ›Emotion von jemanden‹ behält.

Neben der Sensibilisierung für das eigene Gefühlserleben erwirbt das Kind durch die Wahrnehmung der markierten Ausdrücke der Bezugsperson in Unterscheidung zu den eigenen primären Ausdrücken eine sekundäre Ebene an Repräsentanzen und legt so den Grundstein für den denkenden Umgang mit den eigenen Gefühlszuständen. Es ändert sich jedoch auch das phänomenale (Selbst-)Erleben als solches: Das Kind macht die Erfahrung der Aufteilung seiner Innen- und einer Außenwelt

Strukturen geschaffen, die grundsätzlich nach außen und auf die Internalisierung äußerer Stimuli gerichtet sind und dabei von einer intersubjektiven Bindungsdynamik stabilisiert werden, wodurch sich die Grundrichtung ergibt für eine weitere Selbstentwicklung, bei der die Orientierung am anderen Subjekt das zentrale Regulativ für die affektive und kognitive Eigenständigkeit ist.

56 Ibid., S. 170–175.

57 Ibid., S. 177.

58 Ibid., S. 184.

und erlebt dies im Fall der gelungenen Interaktion als Kapazität, mit der es aktiv einen positiven Gefühlszustand hervorrufen kann. Die gelingende *Affektregulation* ermöglicht dem Kind einen Zugang nicht nur zum Modus der »psychischen Äquivalenz«<sup>59</sup> – hier sind psychisches Erleben und äußere Wirklichkeit nicht geschieden voneinander –, sondern auch zum »Als-ob-Modus«<sup>60</sup> – hier wird der eigene mentale Zustand von der äußeren Realität abgekoppelt. Der erste Modus ermöglicht die Omnipotenz Erfahrung der bedürfniserfüllenden Kontrolle über die Realität, der zweite den Übergang zur symbolvermittelten Kommunikation und Mentalisierung. Hierbei handelt es sich um ein Analogon zu Winnicotts Phase der Übergangsobjekte: In beiden Ansätzen geht es um die Integration beider Modi in einem spielerischen Umgang des Kindes mit seinen Bezugspersonen, in dem seine mentalen Zustände in ihrer eigenen, imaginativen Qualität und Realität verhandelt werden. Dadurch können die Distanzierung von der Außenwelt durch Mentalisierung und Symbolverarbeitung und das Ausprobieren der eigenen Kapazitäten zur Realitätsmanipulation auf lustvolle Weise miteinander verbunden werden.

Eine solche kreative Interaktion ist allerdings an einem anderen Entwicklungspunkt angesiedelt, denn das Kind muss in der Lage sein, sich und anderen spezifische mentale Zustände wie Intentionen, Wünsche und Überzeugungen zuzuschreiben. Diese Kapazität ist in der sogenannten »sozio-kognitiven Neunmonatsrevolution« verankert,<sup>61</sup> durch die das Kind in der Lage ist, teleologische Verknüpfungen zu erkennen und herzustellen. Diese Entwicklung des intentionalen Handelns erfolgt erst aufgrund der zuvor affektiv etablierten Ausrichtung des kindlichen Selbst auf die regulierende Interaktion mit der Bezugsperson und zwar synchron als Ausübung eigener und Interpretation der Handlungen anderer.<sup>62</sup>

Als intentionaler Akteur unterscheidet sich das Selbst von seiner teleologischen Entwicklungsstufe dadurch,<sup>63</sup> dass bei Letzterem die Mentalisierungsfähigkeit noch nicht ausgeprägt ist: Für die zweckrationale »Beherrschung« der Realität braucht es noch keinen Zugang zu Begründungs- und Rechtfertigungszusammenhängen. Es geht vielmehr um eine buchstäbliche kausale Aneignung der Realität, in der die Als-ob-Ebene oder das Handeln aufgrund falscher Überzeugungen, vor allem aber die intentionale Erschließung anderer Subjekte unabhängig von ihrem gegenwärtigen Tun keinen Platz haben.<sup>64</sup> Aus dieser Perspektive sind

59 Ibid., S. 296.

60 Ibid., S. 65.

61 Ibid., S. 229ff.

62 Ibid., S. 236.

63 Die Entwicklung des intentionalen Selbst wird im Verlauf des zweiten Lebensjahres erreicht.

64 Ibid., S. 239.



nur Handlungen, nicht aber Akteure im vollen Sinn Objekte teleologischer Zuschreibung. Der Übergang vom teleologischen zum intentionalen Selbst hängt wiederum von mehr ab als nur der Reflexionsfähigkeit: »Die allmähliche Entwicklung von einem teleologischen zu einem intentionalen Standpunkt setzt voraus, daß das Kind die innere Verfassung seiner Mutter gefahrlos erkunden kann, um sich eine Vorstellung von den Gefühlen und Gedanken zu machen, die das mütterliche Verhalten erklären könnten.«<sup>65</sup>

In Fonagys Konzeption der Selbstentwicklung ist der intersubjektive Beziehungskontext als Rahmen der Zuneigung und Bindung für die Entwicklung maßgeblich. Er ermöglicht dem Kind, den Herausforderungen der äußeren, sozialen Welt zu begegnen und den damit verbundenen Verlust der umfassenden Kontrolle der Realität zu bewältigen. Diese Beziehungsgrundlage trägt außerdem auch zu den kognitiven Regulations- und Reflexionsmechanismen des Kindes bei, indem sie die Entwicklung der sprachlichen Kommunikation umfasst – aus der Unterscheidung zwischen mentalem Zustand und Außenwelt wird die zwischen symbolischer Bezeichnung und dem Bezeichneten.

Fonagys Überlegungen eröffnen einen Blick auf die Konstitution des Selbst, in der diese als individuelle Lebenspraxis auf der in frühester Kindheit gelegte Verwurzelung der subjektiven Selbstbeziehung in affektiven Bindungsstrukturen sowie auf die darin bewahrte spannungsvolle Beziehung des Individuums zur heteronomen Umwelt aufbaut. Dass dieser Prozess als sich stetig weiterentwickelnde Kompetenz keinen idealen Zielzustand kennt, bedeutet jedoch nicht, dass es keine normativen Maßstäbe des Gelingens gibt. Diese kommen mit dem Bezug auf die psychoanalytische Praxis in den Blick: Hier wird deutlich, dass das erwachsene Subjekt seiner Selbstentwicklungsgeschichte nicht passiv gegenübersteht. Es kann sich vielmehr mit dieser und ihren inhärenten Konflikten auseinandersetzen. Eine normative Bestimmung dieser Auseinandersetzung braucht jedoch mehr als einen innerweltlichen Fokus. Selbstorganisation und Selbstregulation sind das Ergebnis eines Prozesses, der affektiv und kognitiv nach außen, auf den interpersonellen bzw. sozialen Austausch ausgerichtet ist. Daher sollte eine Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbstverständnis mit Blick auf dessen Ausrichtung an und Verbundenheit mit den für das eigene Leben bedeutsamen Beziehungsgeflechten, aus denen ein neutrales Heraustreten gar nicht möglich ist, bewertet werden. Eine zentrale Rolle spielt dabei die inhärente Konflikthaftigkeit psychischer Organisation und Selbstentwicklung: Aufgrund der Diskrepanzen zwischen Innen- und Außenwelt und Wunsch und Wirklichkeit sind Selbstständigkeit und Selbstverständnis nicht reibungslos zu haben – die frühe Abhängigkeit und Internalisierung von intersubjektiven

65 Ibid., S. 351.

Beziehungen begründet die affektive Bezogenheit des Subjekts auf die soziale Umwelt, die von Enttäuschung und Abneigung ebenso geprägt ist wie von Freude und Zuneigung.

In der psychoanalytischen Praxis Fonagys werden diese Gegensätze reguliert. Der Analytiker hilft dem Analysanden insofern auf die Sprünge, als er mit seinem Wissen über die Funktionsweisen affektiver Mentalisierung eine Kommunikationsbeziehung anbietet, in der sich ein Übergangsspielraum entfaltet: Dieser Übergangsraum ermöglicht die Erfahrung, *als ob* die psychische Realität des Analysanden wahr wäre und die affektiven Zustände des Analysanden erscheinen hierin so, *als ob* sie Teil der äußeren Realität wären. In der psychoanalytischen Beziehung verständigt sich der Analysand über sich selbst, indem er seine affektive Verankerung nicht nur *am* Analytiker inszeniert, sondern *mit* ihm als externalisierende Regulation erfährt und seine Affekte so zugleich als reale Teile seiner selbst und als nicht-reale Bestandteile seiner Innenwelt identifiziert. Diese Transformation der Selbstbestimmung des Analysanden vollzieht sich in der Weise, als er sich ein lebensbestimmendes affektives Grundschema wie z.B. Verlustangst, das sich in die Funktionsweise der Psyche eingegraben hat und das Ich-Erleben des Analysanden in Form bedrohlicher, ängstiger Phantasien heimsucht, neu aneignet. Was in Gardners Freud-Interpretation den unbedingten Status nicht-verarbeiteter früher Affekte besitzt, gewinnt bei Fonagy eine Gestalt als Lebensqualität, die sich der Analysand aus seiner Lebensgeschichte heraus als persönliches Erleben und als Realität seiner sozialen Beziehungen schafft. Dabei kennzeichnet diese Gestalt zunächst nichts Spielerisches oder Als-ob-haftes. Bedrohliche Affekte werden vielmehr im Modus der psychischen Äquivalenz als präsent und damit als Bedrohung für das Selbst erlebt.

Welche Rolle übernimmt der Analytiker in diesem Spiel? Im geschützten psychoanalytischen Raum kann der Analysand seiner individuellen affektiven Verankerung in intersubjektiven Beziehungen performativ in der Verständigung mit dem Analytiker nachspüren und Alternativen der Selbstbestimmung ausprobieren. Der Analytiker übernimmt dabei die Regulierung der bedrohlichen Affekte, indem er sich als Empfänger der projektiven Identifizierung und für die markierte Spiegelung zur Verfügung stellt.

Gerade in diesem Zusammenhang ergibt sich auch noch einmal die Frage, inwieweit hier wirklich eine gleichberechtigte Praxis der Verständigung vorliegt. Diese Skepsis entspringt jedoch einer Unterschätzung des Verhältnisses von Theorie und Praxis: Fonagy zielt mit seinen behandlungstechnischen Auswertungen entwicklungspsychologischer und bindungstheoretischer Konzeptionen von Selbstentwicklung auf eine Übertragungsbeziehung ab, in der sich vor allem die Rolle des Analytikers verändert hat: Es geht in der psychoanalytischen Beförderung der

Mentalisierungsfähigkeiten nicht darum, dass der Analytiker dem Analysanden zeigt, wie die frühen Weichenstellungen konkret rekonstruiert und in dieser Form reinszeniert werden können und sollen. Stattdessen basiert die Beziehung zwischen Analytiker und Analysand auf einem dialektischen Verhältnis. Dieses entsteht aus der Inszenierung verinnerlichter Beziehungsmodi des Analysanden, in welcher der Analytiker als Übertragungsobjekt fungiert und der Kommunikation zwischen zwei realen Subjekten, die beide ihre Beziehungserfahrungen inszenieren. Ein lediglich abstrakter Nachvollzug dieser Beziehungsverhältnisse ist unergiebig. Zusätzlich ist es erforderlich, sich imaginativ und empathisch in die Perspektive des Analytikers hineinzusetzen. Der phänomenale Aspekt dieser Vermittlung ist dabei aus den folgenden Gründen relevant: Die Entwicklung der affektiven Mentalisierung spielt sich im Behandlungsprozess wesentlich auf einer nonverbalen Ebene der Verständigung ab. Die Herausforderung des Analytikers besteht darin, dem Analysanden eine emotional stabilisierende Beziehungserfahrung zu ermöglichen, ohne ihn in seinen individuellen fehlgeleiteten Affekt- und Selbstregulationen zu bestärken. Diese Gratwanderung, die sich in der Kommunikationssituation mit dem Analysanden direkt als gelingende oder scheiternde Verständigung ereignet, lässt sich nicht im Sinne einer planmäßigen Anwendung der theoretischen Mentalisierungs-Konzeption durchführen. Stattdessen muss sich der Analytiker, ethisch verpflichtet auf Linderung der Beschwerden, Wahrung der Autonomie und Förderung der freien Entwicklung des Analysanden, auf eine Interaktionserfahrung einlassen, die sein professionelles *und* persönliches Selbstverständnis berühren wird. Genau darum geht es: Ein Analytiker kann seinem Analysanden in dessen Konfrontation mit den affektiven und kognitiven Grundfesten seiner Lebenswirklichkeit nur dann beistehen, wenn er sich auf deren phänomenale Wucht einlässt. Zwar wirken die komplexen Ausführungen Fonagys auf den ersten Blick so, als verfüge der Analytiker über eine Formel der Selbst-Beschwörung, die er dem in seine Selbsttäuschungen verstrickten Analysanden nur noch verabreichen müsste. Eine solche Auffassung stünde jedoch der psychoanalytischen Intention diametral entgegen. In diesem Punkt ist eine Gemeinsamkeit mit anderen Formen zwischenmenschlicher Kommunikation wichtig: Die psychoanalytische Kommunikationspraxis realisiert wie andere Interaktionen einen Spielraum der zwischenmenschlichen Abstimmung von Inszenierungen praktischer Subjektivitäten. Dieser Spielraum findet in der Regel keinen Eingang in die denotative Bedeutungsebene von Gesprächen, auch wenn er sie beeinflusst. Der Unterschied zu anderen Kommunikationsformen besteht darin, dass der Analytiker bewusst entscheidet, sich auf diese Dimension einzulassen, sich ihr sogar zeitweise zu überlassen und gerade dadurch dem Analysanden als mitfühlendes, emotional stabilisierendes Subjekt, quasi als Weggefährte im Angesicht der lebensgeschichtlich

abgespeicherten Vulnerabilität des Selbst für traumatische inner- und intersubjektive Konflikte zur Seite zu stehen.

Um wirksam zu sein, muss der Analytiker den Entwicklungsprozess des Analysanden in seinen Höhen und Tiefen mit vollziehen. Deshalb braucht es für eine Erweiterung der normativen Perspektive um die transformative Selbstbestimmung in der psychoanalytischen Praxis einen *Nachvollzug* dieses *Mitvollzugs*. Es wird gewissermaßen ein Spiegelbild der Praxis konkreter Verhandlung bzw. Durcharbeitung individueller gelingender Selbstbestimmung benötigt, in der die intersubjektive Verständigung über und die innerweltliche Selbstverständigung beider Beteiligten selbst erst ihr interdependentes Zusammenspiel entfalten. Dieses Zusammenspiel erzeugt dialektische Spannung zwischen einer affektiven Bindung und einem Aufklärungs- und Konfrontationsinteresse, aus der sich auch ein Grenzgang zwischen der Suspendierung überzogener Rationalitätsansprüche und des damit verbundenen Ideals des Akteurs als autonomer Kontrollinstanz auf der einen und der eindeutigen forschenden und therapeutischen Ausrichtung an einem rationalen Aufklärungsideal auf der anderen Seite ergeben kann. Und es ist eben dieser Grenzgang, in seinen Erfahrungsqualitäten der ungeplanten Ambivalenz und des offenen Oszillierens zwischen Bekräftigung und Befremdung, der in eben dieser phänomenalen Gestalt für eine angemessene Bestimmung praktischer (Ir)Rationalität aus philosophisch-psychoanalytischer Perspektive als konkreter Fluchtpunkt unabdingbar ist.

Um dies zu veranschaulichen, greife ich auf eine Analogie des letzten Kapitels vor: Die phänomenale Begegnung mit Zeugnissen der Praxis ist für eine philosophische Untersuchung psychoanalytischer Verständnisse (ir)rationaler Selbstbestimmung von ähnlicher Relevanz wie die Begegnung mit konkreten Kunstwerken für eine philosophisch-ästhetische Untersuchung der Erschließungskraft von Kunst als Teil menschlicher Handlungs- und Lebenspraxis.

Bereits bei Gardners Diskussion der psychoanalytischen Irrationalität des *Rattenmannes* kann man den Eindruck gewinnen, dass die Auswahl dieses Falls sowie die Abwesenheit der konkreten Fallschilderung in der philosophischen Untersuchung selbst zu einer ungunstigen Allianz führen, die den Unterschied zwischen neurotischer Nicht-Rationalität und alltäglichen Handlungsphänomenen plastisch veranschaulicht: Bereits die unkommentierte Übernahme der Bezeichnung des Analysanden als *Rattenmann* verdeutlicht den Status des Untersuchungsobjekts als rand- oder sogar unanständiges Phänomen, von dem man sich aus unbeteiligter Perspektive eindeutig distanzieren kann. Lear hält seine Beispiele dagegen nicht auf gefällige Distanz, sondern versucht sie dem Leser auf heimsuchende Weise näher zu bringen, als es diesem in seinem bewussten Selbstverständnis vielleicht lieb ist.

Wenn ich im Folgenden dem Weg in diese Richtung weiter folge, geht es mir darum, in einer phänomenalen Erkundung von Umrissen der Selbsterschütterung einen Eindruck davon zu vermitteln, wie fragil, momenthaft und potentiell selbstzerstörerisch praktizierte Selbstvergegenwärtigung und zugleich auf ungeahnte Weise perspektivenerweiternd die klinische und theoretische Verständigung darüber sein kann. Dies gilt vor allem dann, wenn man das Wagnis eingeht, die Rahmenbedingungen von Bestimmung und Bewertung als rationale Orientierungen durch ein (Be-)Handlungsgeschehen und seine Vermittlung in ungeahnte Bewegung versetzen und sich neu zusammensetzen zu lassen.

### 5.2.2 Eine Begegnung mit Henrietta

»Etwas ruhiger antwortete sie schließlich, daß sie Angst davor habe, eine Person zu sein.«<sup>66</sup>

In der von mir ausgewählten Falldarstellung berichtet Fonagy von seiner Analyse mit der Person »Henrietta«.<sup>67</sup> Es sind vor allem zwei Merkmale, durch die diese Darstellung eine ›heimsuchende‹ – oder positiv ausgedrückt: fesselnde – Wirkung entwickelt: Zum einen handelt es sich um die Begegnung mit einer Analysandin, bei der eine Borderline-Störung diagnostiziert worden war. Damit ist eine pathologische Persönlichkeitsstruktur angesprochen, die mit der Perspektive eines reflektierten Selbstbewusstseins schwer oder kaum zu vereinbaren scheint. Zum anderen vermittelt die Fallschilderung den Eindruck eines Grenzanges für *Henrietta* und den Analytiker, bei dem nicht nur die pessimistischen Vorhersagen dieser umfassenden psychischen Konflikthaftigkeit und das Bedauern darüber, sondern auch die Grenzen intersubjektiver Selbstverständigung als solcher auf phänomenal-konkrete Weise anklängen.

*Henrietta* ist das Pseudonym einer Analysandin, die ihre Analyse mit erheblichem ›Gepäck‹ antrat, auf das der Analytiker nach eigenen Worten kaum vorbereitet war.<sup>68</sup> Fonagy verfügte zu Beginn nur über ein dokumentarisches Wissen über ihre Lebensgeschichte, nicht aber über ein Erfahrungswissen über ihr persönlich-charakterliches Auftreten und Verhalten. Das epistemische Ausgangsszenario entwickelte eine Brisanz dadurch, dass *Henrietta* nicht nur eine gewaltvolle Lebensgeschichte mitbrachte, sondern in Identität und Persönlichkeit von ihren

66 Ibid., S. 414.

67 Ibid., S. 412–435.

68 »Das Überweisungsschreiben bereitete mich auch nicht auf die paranoiden, fast psychotischen, in Wirklichkeit aber dissoziativen Episoden mit Halluzinationen und Denkstörungen vor, die in Henriettas Behandlung eine vorrangige Rolle spielen sollten.« Ibid., S. 412.

Gewalterfahrungen durchdrungen war. Diese Ausgangssituation nahm im Verlauf der Analyse eine Wucht an, die nicht nur auf den Analytiker einwirkte, sondern über dessen Bericht auch Eingang in die Falldarstellung erhielt: Der Analytiker erfuhr die wirklichen Hintergründe für die Überweisung von *Henrietta* an ihn erst im Verlauf der Analyse, und gibt die damit einhergehende kondensierte bzw. geballte Konfrontation mit Lebensumständen, in denen familiärer und institutioneller sexueller Missbrauch, körperliche Misshandlungen in Beziehungen, Selbstmordversuche und schließlich ein Mord geschehen, an den Leser weiter.

Diese Informationen sollen den Hintergrund dafür bilden, was sich in der psychoanalytischen Behandlung an Kommunikations- und Selbstverständigungsprozessen ereignet, und wie die Perspektive einzuordnen ist, aus der davon berichtet wird. Dafür braucht es einen Eindruck davon, wie die Aggressivität, die *Henrietta* in die Analyse hineintrug, die Interaktion mit dem Analytiker formte. Als erste Orientierung können Parallelen zu Gardners und Lears Fall-Gestalten dienen: Fonagys Analysandin zeigte einerseits die unbedingte Angst vor den eigenen Affekten und deren realen Folgen bzw. agierte diese in ihrem Gesprächsverhalten aus und präsentierte sich andererseits wie eine Art dunkler Schwester von *Frau A.*, indem ihr Gesprächsverhalten eine lebensbedrohlich destruktive Perspektive auf sich und die Welt enthüllte, deren umfassende Verzerrung in ihrer Kindheit wurzelte. Auch *Henrietta* hatte ein lebensgeschichtliches Grundthema, allerdings handelte es sich dabei nicht um eine begrenzte Verzerrung ihrer praktischen Identität, sondern um eine grundsätzliche Verzerrung der Bedingungen von Selbstbestimmung als solcher: *Henrietta* inszenierte sich in der Übertragungsbeziehung als Urheberin von lebensbedrohlichen Wut- und Zerstörungsimpulsen, die als Teil der Realität behandelt und von großer Angst begleitet wurden. Diese Impulse verwiesen auf eine Selbststruktur zurück, deren einzige Einheit darin bestand, dass sie auf eine regulierende Externalisierung drängte: »Die Phantasie wurde plötzlich real: Henrietta wechselte in den Modus der psychischen Äquivalenz und schien das Gefühl zu haben, als ginge es um Leben und Tod. Diese panische Angst eskalierte, bis sie in jemand anderem untergebracht war. Jemand würde getötet werden.«<sup>69</sup> So erläutert Fonagy in seinem mitlaufenden Kommentar das Geschehen mit *Henrietta*. In der inneren Struktur der Geschichte wechseln sich kürzere Situationsbeschreibungen aus verschiedenen Phasen der Analyse mit Kommentaren des Analytikers ab. Die Kommentare entfalten sich auf zwei Stufen: einer ersten Interpretation des Geschehens und einer sekundären Einordnung der erlebten Szenen *und* ihrer Deutung. Das eben angeführte Zitat entstammt der ersten Kommentarebene und beinhaltet daher bereits eine abstrahierende Distanz zum beschriebenen Gegenüber, weist

69 Ibid., S. 415.

aber gleichzeitig noch Spuren des Erlebens von *Henriettas* Ausbruch auf – den Fonagy kurz vorher beschrieben hat –, was in dem letzten drohenden Satz zum Ausdruck kommt.

Die Struktur der ganzen Geschichte folgt einem Auf und Ab der Nähe und Distanz gegenüber dem unmittelbaren Geschehen, dessen Übergänge Fonagy auch durch den Wechsel von der erstpersionalen zur drittpersonalen Perspektive und zurück markiert. *Henrietta* war eine Analysandin, die in der zwischenmenschlichen Begegnung mit Fonagy gleichsam zum Leben erwachte und als Folge davon die lebensbedrohliche Schwäche erlebte, der affektiven Realität dieser Situation ausgeliefert zu sein. Diese in sich widersprüchliche Interaktionsausrichtung äußerte sich im Auftreten einer Frau, die zwischen sexuellen Anspielungen, Degradierungen des Analytikers und Selbstanklagen scheinbar mühelos zu wechseln vermochte. Während sich Fonagy bemühte, sich auf die Analysandin einzulassen, fand er sich in eine Situation der affektiven und kognitiven Belagerung verstrickt, in der sein Behandlungsinstrument – das gemeinsame sprachliche Reflektieren über psychische Zustände – nicht ohne weiteres verfügbar war: »Der wichtigste Kommunikationskanal für das Teilen psychischer Realität – das symbolische Denken – war versperrt. Stattdessen wurden die Gedanken wörtlich genommen, als äußerlich real und unveränderbar erlebt; das Denken kam Worten gleich, die nicht mehr zurückgenommen werden können, sobald sie ausgesprochen sind.«<sup>70</sup>

*Henrietta* begann die psychoanalytische Behandlung mit einer affektiven Selbstorganisation, die von traumatischen Erfahrungen derart durchdrungen war, dass ihr keine sekundären Reflexions- und Regulationskompetenzen zur Verfügung standen, um der Empfindungs-Wirkmächtigkeit der Welt etwas entgegenzusetzen. Daher inszenierte sie sich unbewusst vor allem über die Vorstellung, dass der intersubjektive Austausch zweier Psychen über mentale Zustände wie Gefühle nur reale Perversion und Gewalttätigkeit bereithalten würde und eine zwischenmenschliche Begegnung eigentlich nur tolerabel sei, wenn sie diese kontrollieren könne. Ihr Verhalten in der Analyse repräsentierte den Ist-Zustand eines Opfers von lebenslangen Missbrauchserfahrungen, das diese als kohärente personale Identität nur überdauern konnte, indem es sich gegen jede Form der mentalen Verarbeitung verwehrte und seine Scham bzw. seine gewaltvolle Zerstörung auf andere Subjekte verlagerte, d.h. die internalisierten Anteile der Gewaltakte in Gestalt eines ›fremden Selbst‹ externalisierte.

Dieser Begriff bildet den zentralen Ansatzpunkt, um die pathologische Form psychischer Selbstorganisation, die eine Borderline-Störung kennzeichnet, in ihrer Funktionsweise und Erscheinungsform zu erläutern.

70 Ibid., S. 418.

Es handelt sich hierbei um eine Persönlichkeitsstruktur, die aus dem Scheitern der frühkindlichen Regulierungserfahrungen und damit der Mentalisierungskompetenzen resultiert: Bei der betroffenen Person kommen eine Internalisierung der unmarkierten, negativen Affekte der Bezugsperson und traumatische Erfahrungen der Misshandlung bzw. des demütigenden Entzugs der Anerkennung als menschliches Wesen zusammen. Dies führt zu einer psychischen Identität, die nicht vom ureigenen Selbst, sondern von verinnerlichten Repräsentationen des Anderen und damit auch durch die des Täters bestimmt wird. Für das Verstehen des Handelns dieser Person im Allgemeinen und seiner dramaturgischen Zuspitzung in der psychoanalytischen Behandlung im Besonderen ist von zentraler Bedeutung, dass die Verfremdung des Selbst in Reinszenierungen mit anderen Subjekten als projektive Identifizierung zum Ausdruck kommt, die eine schwerwiegendere Form annimmt als z. B. beim *Rattenmann*: *Henrietta* behandelte den Analytiker nicht wie ein konfliktbehaftetes Liebesobjekt, sondern so, wie sie selbst behandelt worden war, in der ständigen Wiederholung eines verzweifelten Versuchs, sich davon zu befreien, wozu sie geworden war. Der Analytiker nahm hier nicht nur den Platz eines Objekts in ihrer Innenwelt ein, sondern fungierte als Verkörperung der verinnerlichten Selbstentfremdung, an der sich *Henrietta* im Ausüben und Erleiden von Gewalttätigkeit fortlaufend abarbeitete, um ein kohärentes Selbstgefühl zu erreichen. »Henrietta konnte nur dann fühlen, daß sie sie selbst war«, <sup>71</sup> wenn sie sich immer wieder in gewalttätige Beziehungen begab, in denen sie ihr Selbst scheinbar von den traumatischen Vernichtungserfahrungen befreien konnte, indem sie diese in der aktuellen Beziehung reinszenierte.

Die Schwierigkeit einer solchen Verlagerung liegt nahe: Eine derartige Instrumentalisierung von Beziehungen und der jeweiligen Beziehungspartner stellt vor allem für das Gegenüber eine unaushaltbare Situation dar. Aus Sicht der Mentalisierungstheorie erhält das Szenario noch mehr Brisanz, denn der ›fremde Andere‹ gewinnt in Beziehungsdynamiken erst dadurch Gestalt, dass es für den ›Borderliner‹ keine Möglichkeit gibt, zunächst die internalisierten Affekte der Bezugsperson und dann auch die realen Affekte seiner Gegenüber als mentale Zustände zu entschärfen und in ein kohärentes Selbstbild zu integrieren. Stattdessen erlebt er sie im Modus der psychischen Äquivalenz und damit als lebensbedrohliche Realität.

Im extremsten Fall kann dies wie bei *Henrietta* in schwerwiegender Gewalttätigkeit enden: Sie hatte zunächst von ihrer depressiven Mutter keine adäquate Affektspiegelung und -regulierung erfahren und stattdessen ihre Ablehnung als eine Art »leere Präsenz« internalisiert.<sup>72</sup> Die

71 Ibid., S. 43 I.

72 Ibid., S. 424.



resultierende Lückenhaftigkeit des sich entwickelnden Selbst wurde Henrietta zum Verhängnis, als sie in ihrem späteren Kindes- und Jugendalter erst von ihrem Vater und dann von einem Lehrer sexuell mißbraucht wurde. Sie konnte diese Demütigung und Entmenschlichung sowie die daraus resultierende Scham nur ertragen, indem sie sich von allen Gedanken und Gefühlen in sich und den Tätern distanzierte, um so ein Empfinden der »Taubheit oder Abgestumpftheit« zu erreichen.<sup>73</sup> Die Verleugnung der Subjektivität mentaler Zustände führte nicht zur Negierung der traumatischen Vernichtungserfahrung, sondern verstärkte vielmehr die Auflösung der sowieso schon angegriffenen psychischen Identität, indem sie den Weg frei machte für eine Internalisierung auch des gewalttätigen Vaters bzw. Lehrers und eine Lebensgeschichte, die der unbittlichen Vorgabe – und damit einer besonders grausamen *Kausalität des Schicksals* – folgte, dass sie »ihr Selbst nur als kohärent wahrnehmen (konnte), wenn sie jemanden fand, der bereit war, sie zu mißbrauchen.«<sup>74</sup>

Diese destruktive Form der frühen Anpassung an eine lebensbedrohliche Außenwelt bzw. Bindungssituation gewann mit jeder Mißbrauchs-Beziehung im Erwachsenenalter mehr an gewalttätigem Potential, das sich schließlich darin entlud, dass *Henrietta* ihren Partner ermordete. Wie dies wirklich vonstattenging, kam erst im Verlauf der Analyse ans Licht. Fonagy folgt diesem Verlauf, indem er die Schilderung ans Ende seiner Falldarstellung setzt:

»Nun kam die tragische Geschichte ans Licht. Henrietta hatte sich regelmäßig von ihrem Freund mißhandeln lassen. Normalerweise fühlte sie sich danach »gereinigt«, vor allem wenn sie sah, daß er sich wegen seiner eigenen Handlungen schämte. Das letzte Mal aber hatte sie Verachtung in seinen Augen gesehen. Sie schrie und brüllte auf ihn ein. Er machte sich über sie lustig und demütigte sie. Sie griff zu einem Messer, und als er, noch immer spöttisch und hohnlachend, auf sie zukam, stach sie ihn nieder – in der Hoffnung, damit auch ihren Selbsthaß und ihre Erniedrigung ausgelöscht zu haben.«<sup>75</sup>

Fonagy beschreibt Henriettas Gewaltakt nicht als Tat aus blinder Wut, sondern als Versuch sich vor Selbsterstörung zu schützen:

»Unmittelbar vor dem Mord verwandelte sich ihr Objekt von jemandem, der ihre Scham fühlen musste, in jemanden, der sie beschämte – ein Gefühl, von dem sie sich verzweifelt zu befreien versuchte. Als ihre eigene Scham in sie zurückzukehren drohte, erschien ihr der Mord als einziger Ausweg. Sie hatte panische Angst vor der Zerstörung ihrer

73 Ibid., S. 429.

74 Ibid., S. 424.

75 Ibid., S. 427.

Selbstkohärenz. Die Gewalttat schien ihre Scham und diese Panik zugleich auszulöschen. Unbewußt hoffte sie offenbar, sie damit für immer loszuwerden.«<sup>76</sup>

Damit soll die Tat nicht gerechtfertigt, entschuldigt oder verharmlost werden. Stattdessen kommt hier eines der zentralen ethischen Grundprinzipien der Psychoanalyse zum Tragen, die Enthaltung gegenüber endgültigen moralischen Beurteilungen. Gleichzeitig ist dies im Kontext einer psychoanalytischen Fallgeschichte auch nicht einfach nur eine deskriptive Erklärung von Henriettas Verhalten mit Verweis auf Faktoren wie den Modus der psychischen Äquivalenz und der Verankerung eines stabilen Identitätsgefühls in der Externalisierung von nichtintegrierbaren Gefühlszuständen. Beide Schilderungen des Vorfalls sind vielmehr Bausteine einer Erkundung dessen, wie es durch Fonagys Augen betrachtet war, Henrietta zu sein. Die Ergänzung der zweiten Beschreibung bedeutet hier nicht eine theoretisierende Distanznahme gegenüber der Person *Henrietta* und ihres Erlebens, denn die personale Identität ist ja gerade das, was sich in diesem psychoanalytischen Kommunikationsprozess und Beziehungsgeschehen erst praktisch realisierte. Gleichzeitig ist auch die klare Unterscheidung zwischen den Perspektiven von Analytiker und Analysandin wichtig: In Fonagys Schilderung schlagen sich gerade auch die Spannungen nieder, die auf die Inkommensurabilität der Perspektiven und den damit einhergehenden Grenzen der Verständigung hinweisen, wobei auch die Frage nach Rationalität und Irrationalität in den Blick rückt. Dabei geht es nicht so sehr um die Rechtfertigung der Verhaltensweisen, die *Henrietta* in die Analyse geführt haben, sondern vor allem um die, die sie im Rahmen der Behandlung selbst zeigt. Auch hier steht nicht die moralische Beurteilung im Mittelpunkt, wohl aber die Einschätzung im Hinblick auf allgemeinere individualethische Überlegungen, die den Analytiker zusammen mit seinem übrigen Wissen in eine epistemisch vorteilhaftere Distanz zu und damit auch in eine übergeordnete Kontrollposition über seine Analysandin zu bringen scheinen: Es war Fonagys Aufgabe, in *Henriettas* Behandlung ein Bild von ihr als Person zu konstruieren und zu erhalten, damit sie sich in diesem spiegeln und darin ihre mentalen Zustände erkennen konnte. Aus einem selbstbewussten Alltagsverständnis heraus – in dem kaum etwas so sicher scheint wie die Urheberschaft der eigenen mentalen Zustände – erscheint dieser Prozess solange wie ein artifizielles Szenario der asymmetrischen Beeinflussung, wie nicht vermittelt werden kann, wie sich die so präparierte Zuschreibungs- und Beurteilungsperspektive des Analytikers in der konkreten Begegnung mit der Person Fonagy auf *Henriettas* Erleben auswirkte.

76 Ibid., S. 430.

Wie kann man dieser Dimension auf erkenntniserweiternde Weise näher kommen, wenn die Interaktion von Fonagy und *Henrietta* doch auf den ersten Blick kaum mit den allgemeinen Umständen gelingenden Handelns in Deckung zu bringen ist? Mit Rückbesinnung auf die Fallbeispiele von Gardner und Lear ergeben sich folgende Überlegungen: Die geschilderten klinischen Szenarien veranschaulichen, wie gelingendes Handeln im Sinne praktischer Selbstbestimmung in Form des komplexen Zusammenspiels von inner- und intersubjektiven Einflüssen begriffen werden kann. Die Analysandenperspektive verdeutlicht dabei, wie der Akteur eine offene, wahrhaftige und nachsichtige Haltung entwickeln kann, mit der er die konstruktiven und destruktiven Potentiale seiner psychischen Selbstwirksamkeit zu erfahren vermag. Der *Rattenmann* und *Frau A.* treten nicht als paradigmatische Akteure auf, sondern sind beispielhafte Charakterisierungen des individuellen Erlebens, sodass für den Leser nachvollziehbar wird, was es heißt und was es psychisch ›kostet‹, diesen Spielraum der kritischen Selbstbegegnung nicht nur intellektuell und in kognitiver Selbstreflexion zu erkunden, sondern als wesentliche Bedingung der eigenen Lebenspraxis zu erfahren. Auch wenn eine Neurose oder eine schwerwiegende charakterliche Selbsttäuschung nicht zum psychischen Standardinventar gehören, liefern die Beschreibungen der Figuren einfühlbare Anknüpfungspunkte für den Rezipienten der Fallgeschichten: Das können Assoziationen über Väter und Mütter sein, deren (imaginiertes) Urteil über die eigene Lebensgestaltung manchmal ebenso als Donnerhall im Innern nachklingt. Sie können aber auch die Form eines Erschauern bzw. inneren Zusammenzuckens über perverse Rachephantasien oder die halbabschnürende Erfahrung des Zerbrechens narzisstisch besetzter Bilder von idealisierten Identitäts- und Lebensentwürfen annehmen. Diese Erfahrbarkeiten werden in einer Herangehensweise berücksichtigt, die praktische Selbstbestimmung in der Kompetenz verankert, sich selbst in der individuell konflikthaften Verbundenheit mit der heterogenen Außenwelt und damit in der Begegnung mit inner- und intrapsychischer Unbestimmtheit auf transformative Weise widergespiegelt zu begreifen.

Es ist von den psychischen Pathologien ausgerechnet die Borderline-Störung, der in der Öffentlichkeit, der Populär- aber auch der Hochkultur seit ihrer ›Entdeckung‹ eine manchmal schon ›unheimliche‹ Faszination zuteilwird. Dies könnte darauf hinweisen, dass auch ein scheinbar so exotischer Fall von transformativer Selbstvergegenwärtigung wie *Henrietta* die eben erwähnten erfahrbaren Anknüpfungspunkte bereitstellt.<sup>77</sup>

Dafür sprechen die folgenden Punkte: In Fonagys theoretischem und klinischem Ansatz wird deutlich, dass die Beschäftigung mit dem

77 Die Popularität der Borderline-Störung in verschiedenen kulturellen und gesellschaftlichen Alltagsdiskursen sollte jedoch mit Skepsis betrachtet

Borderline-Phänomen eine originäre Konfrontation mit den Grenzen praktischer Selbstbestimmung im Oszillieren zwischen den Perspektiven des Untersuchungsobjekts und -subjekts in den Blick rückt: Die Situation der permanent externalisierten Selbstinstabilität lässt die Grenzen zwischen der regulierenden und affektiv zugewandten Perspektive des Analytikers, die der Analysand lernen kann für sich zu übernehmen, und der Perspektive von Auflösungserfahrungen und dem Erleben der Deregulation übermächtiger Affekte immer wieder brüchig werden. Die Verstrickung Fonagys in *Henriettas* Erleben bedrohlich negativer Affekte der Aggressivität, Angst und Trauer wird vor allem an denjenigen Textstellen deutlich, bei denen nicht die theoretische Kommentierung des Falls und damit die abstrakte Rede vom fremden Selbst, sondern dessen Auftritt im Wechselspiel mit beiden Beteiligten im Vordergrund steht. Diese virtuelle Personifikation manifestiert sich als zwischenmenschlich verhandelte Dimension von *Henriettas* Identität in der Transformation der realen physischen Gewalttätigkeit ihrer Beziehungen in eine verbale

werden, wobei sich diese als Gegenstück zu einer beliebten – und meiner Ansicht nach weitgehend berechtigten – Skepsis kulturwissenschaftlicher bzw. ästhetischer Ansätze gegenüber psychoanalytischer Interpretationen von Kunstwerken und anderen Kulturprodukten installieren lässt: Ebenso wie viele »psychoanalytische« Erläuterungen von Figuren, Autorintentionen oder Rezeptionsbedingungen die jeweiligen Kunstwerke in ihrer originären ästhetischen Qualität entstellen, stellen die meisten künstlerischen Verhandlungen bestimmter psychischer Pathologien extreme Verzerrungen dar. Damit will ich keinesfalls behaupten, es sei prinzipiell illegitim oder in jedem Fall zum Scheitern verurteilt, eine fruchtbare Auseinandersetzung von Psychoanalyse, Kunst und Kultur anzustreben. Worauf ich hinweisen möchte, ist die Überlegung, dass die Faszination für die Borderline-Störung unterschiedlichen Quellen entspringen kann und künstlerische Freiheit gerade in »Psycho-Filmen« häufig eher dazu genutzt wird, ein romantisierendes und/oder abschreckendes Bild von Menschen zu zeichnen, die sich von einem Gefühlsturm in den nächsten tragen lassen und dabei durch ihre dunkle Seite, ihre aggressiv-dämonische Sexualität bzw. ihren Hang zu mörderischen Abhängigkeiten herrlich tragisch an ihren Beziehungen scheitern, von dem man sich als selbstverständlich durch und durch stabiles psychisches Selbstbewusstsein lustvoll gruselnd distanzieren kann. Was sich hier nicht finden lässt, ist Lears Heimsuchung und damit die Ahnung, dass die Lebensrealität dieser Personen in Wahrheit vielleicht doch gar nicht so weit von den eigenen psychischen Fragilitäten entfernt ist, wie es erscheinen mag. Ein Zwitter-Fall sind literarische Werke, in denen Psychoanalytiker ihre Fälle verarbeiten, und bei denen zumindest im Fall von Yoram Yovell ebenfalls die Borderline-Störung sowie die Grenzerfahrungen des Psychoanalytikers in der Begegnung mit diesem Phänomen eine zentrale Rolle spielen. Siehe u. a. Yoram Yovell, *Der Feind in meinem Zimmer und andere Geschichten aus der Psychotherapie*, München: btb 2004.

Aggressivität, welche die analytische Beziehung und Kommunikation in Form von sexuellen Anspielungen und Macht- bzw. Demütigungsdemonstrationen durchzieht.

*Henriettas* erste Sätze im Behandlungszimmer vor der Couch lauten: »Aha, hier ficken sie also ihre Patientinnen?« und »Ihr Psychos mißbraucht eure Patientinnen. Für euch ist das doch nur ein Machtspiel.«<sup>78</sup> Ihre Reaktion auf Fonagys Deutung im Verlauf einer späteren Sitzung, bei der sexuelle Themen bis zu diesem Punkt überhaupt keine Rolle spielen, die ihre Angst davor betrifft, sich ihm zu offenbaren, nur um dann die Erfahrung zu machen, dass er sich von ihr aufgrund ihrer gewalttätigen Phantasien zurückziehen könnte, lautet: »Es ist der Sex. Es ist so falsch. Ich habe solche Angst, daß Sie es mißverstehen.«<sup>79</sup> Und schließlich, kurz bevor die obige Schilderung der Mordtat zur Sprache kommt, berichtet *Henrietta* von einem ekelregenden Traum, in dem der Analytiker sie zum Oralverkehr zwingen wollte.<sup>80</sup>

Was hier zur Sprache kommt, nennt Fonagy die Stimme eines Dritten, die er gemeinsam mit *Henrietta* in ihrem sich selbst gegenüber distanzierteren Sprechen aufspürt, die sich nicht allein inhaltlich anhand der sexuellen Bedeutungsebene zu erkennen gibt, sondern tatsächlich als phänomenal entfremdetes Sprechhandeln: »So beschrieb sie einmal die Beerdigung ihres Vaters mit derart anschaulichen Worten, daß ich das Gefühl bekam, mich inmitten des Geschehens zu befinden. Als sie später erwähnte, daß sie nicht weinen könne, warf ich ein, daß sie doch auf der Beerdigung geweint habe. Zu meiner Überraschung gab sie zurück: Auf welcher Beerdigung? Haben Sie vergessen, daß ich an der Beerdigung meines Vaters gar nicht teilgenommen habe?« Oder noch deutlicher im therapeutischen Gespräch:

»Doch dann erklärte sie plötzlich mit einer völlig veränderten Stimme, so als reagiere sie auf einen ganz anderen – beinahe als sei sie sich der Übertragungsbedeutung dessen, was sie gesagt hatte, bewußt: Sie werden diese Behandlung abbrechen müssen, nicht wahr? Da ich wußte, daß sie ihr inneres Erleben als konkrete Realität empfand, der sie sich völlig ausgeliefert fühlte, sagte ich: Ich denke, daß jemand oder etwas Ihnen gesagt hat, daß ich Sie ablehnen werde, gleichgültig wie sehr Sie sich bemühen. Sie wollen, daß ich ihren Kummer verstehe, dürfen mir aber nichts davon erzählen. Es fühlt sich alles so real an, daß Sie

78 Fonagy, Peter/Györgi, Gergely/Elliot, L. Jurist/Target, Mary, *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*, S. 413.

79 *Ibid.*, S. 417.

80 »In jenem Traum hatte ich sie aufgefordert, meinen Penis in den Mund zu nehmen. Sie sträubte sich dagegen, weil er ungewaschen war und übel roch. Sie hatte Angst, weil sie wußte, daß ich sie schlagen würde, wenn sie sich nicht fügte.« *Ibid.*, S. 427.

schrecklich verwirrt sein müssen. [...] In der Absicht, mich in ihre mentale Welt hineinzubegeben und gleichzeitig auch die Stimme des Analytikers als alternative Perspektive, die irgendwann therapeutisch wirken können, in diese Welt einzuführen, antwortete ich: Weil ich immer nur fünfzig Minuten für Sie erübrige, haben Sie das Gefühl, daß ich unmöglich verstehen kann, was Sie wirklich brauchen. Ich glaube, Sie haben eine Stimme in Ihrem Kopf, die Ihnen sagt: Mit dir ist alles in Ordnung. Und manchmal klingt sie wie meine Stimme. Henrietta beruhigte sich ein wenig und schien dann eine Art allergische Reaktion gegen den Kontakt zum Analytiker zu entwickeln. Als sei sie sich der Widersprüche überhaupt nicht bewußt, erklärte Sie plötzlich: Ich brauche keine Hilfe. Mir geht es gut. Mir ist übel. Ich muß mich übergeben.«<sup>81</sup>

Was hier zwischen den Zeilen zum Vorschein kommt, ist ein Analytiker, der versucht, auf der Grenze zwischen der Akzeptanz von *Henriettas* psychischer Realität und ihrer kritischen Reflexion zu balancieren, wobei er den Weg zu kennen scheint und sicher einen Fuß vor den anderen setzt. Eine spannende Resonanz findet *Henriettas* fremdes Sprechen in seiner beklemmenden Wirkung in Fonagys Erleben allerdings an anderer Stelle. Küchenhoff und Warsitz sind der Ansicht, dass der Analytiker dem Erleben unbewusster Konflikte seines Analysanden nur dann auf die Spur kommen kann, wenn es ihm gelingt, den Manifestationen dieser psychischen Organisation in der analytischen Situation, in seinem eigenen Erleben *und* in seiner epistemischen Haltung bzw. Reflexion Raum zu geben.<sup>82</sup> In Fonagys behandlungstechnischem Ansatz, wie er ihn in den abstrakteren Kommentar-Teilen seiner Falldarstellung vorstellt, findet sich dieser Gedanke in eingeschränkter Form darin wieder, dass er die folgende These verteidigt: Die eben angesprochene Gratwanderung stellt in Fällen schwerwiegendster Selbstentfremdung eine Methode dar, den Analysanden über eine gemeinsame performative Bearbeitung

81 Ibid., S. 416/7.

82 »Die Position, die der Analytiker einnimmt, ist [...] nicht von vornherein definiert. Es ist seine Aufgabe, diese Position jeweils zu bestimmen. Dabei geht er selbstkritisch vor. Er hat sich immer neu zu fragen, wo er in den Beziehungsangeboten mitspielt, welche Rolle er einnimmt, wie er seinerseits nicht nur antwortend und reaktiv, sondern auch aktiv-gestaltend die Beziehung prägt, ohne dies intendiert zu haben. Seine (Selbst-)Kritik richtet sich auf das immer neu sich konstellierende Wechselspiel von Handlungsdialog und Deutungssprache. [...] der Analytiker versteht die Übertragungsangebote, er deutet sie, und in der Deutung argumentiert er aus der Position des Wissenden heraus – er sagt vielleicht das Richtige, aber er sagt es so, dass er den Wunsch des Analysanden, endlich geleitet oder geführt zu werden, befriedigt. So wird aus dem Interpretieren wieder der Mitspieler.« Warsitz, Rolf-Peter/Küchenhoff, Joachim, *Psychoanalyse als Erkenntnistheorie – psychoanalytische Erkenntnisverfahren*, S. 102.

der »komplexen Beziehungen zwischen Handeln und Fühlen« zu einer selbstvergegenwärtigenden Reflexion über die Unterscheidung zwischen affektiver Innenwelt und Außenwelt anzuleiten.<sup>83</sup> Dieses Vorgehen ist allerdings keine abzuarbeitende Strategie, den Analysanden zu einer bestimmten Einsicht zu bringen – *Henrietta* leidet ja nicht einfach an Halluzinationen oder Wahrnehmungstäuschungen. Es ist die Beschreibung eines gemeinsamen Lernprozesses, in dem Analytiker und Analysand an ihrer konkreten Interaktion und affektiven Beziehung eine Gratwanderung unternehmen, um auf der einen Seite die Herkunft und Zugehörigkeit mentaler Zustände erkenntniserweiternd zu erkunden und auf der anderen Seite die Möglichkeiten des affektiven Sicheinlassens auf die Erlebniswelt des anderen bindungserhaltend zu erfassen. Auch wenn die beiden Subjekte sich dadurch unterscheiden, dass dieser Prozess darauf abzielt, dem Analysanden einen Zugang zu einer selbstvergegenwärtigenden Haltung zu ermöglichen, über die der Analytiker hoffentlich bereits verfügt, ist sein Gelingen als wechselseitige Verständigung doch nur dann möglich, wenn der Analytiker beide Seiten des Grates der konkreten Behandlungssituation kennt.

Fonagy musste in der Behandlung *Henriettas* den Zugang zu einem Erleben finden, das aufgrund der frühen traumatischen Erfahrungen davon geprägt war, »daß das Nachdenken über mentale Zustände [...] einen *inzestuösen* Akt darstellte, den sie als Eindringen eines Objekts in einen Raum erlebte, der zu klein war, um es in sich aufnehmen zu können.«<sup>84</sup>

In dieser Formulierung findet sich eine komprimierte Beschreibung der psychischen Organisation, die im Ganzen die Person *Henrietta* konstituiert, wie sie in der Falldarstellung auftritt: Die Identitätsdiffusion bzw. die Instabilität ihres Selbstbewusstseins war das Ergebnis eines lebenslang praktizierten Beziehungsmusters, in dem die einzige Konstanz in einem gewaltvollen Eindringen und dem Versuch bestand, das Unpassende, Berstende immer wieder loszuwerden.<sup>85</sup> *Henriettas* Psyche, deren

83 Fonagy, Peter/Györgi, Gergely/Elliot, L. Jurist/Target, Mary, *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*, S. 434.

84 *Ibid.*, S. 418.

85 Eine teils drastische Beschreibung findet diese Dynamik auch noch an einer anderen Stelle in Fonagys Darstellung, hier folgt sie einer Traummanifestation, die – wenn auch wie in Träumen üblich in verschobener Form – unmittelbar auf die traumatische Missbrauchserfahrung zurückverweist: »In dem Traum habe der Vater sie gebeten, ihren Kopf in seinen After hineinzuschieben, und das habe sie nicht gewollt.« Kurz danach dann Fonagys Paraphrasierung des Themas: »Henrietta schien panische Angst vor Gewalt zu haben – vor ihrer eigenen oder vor meiner Gewalt. Sie erwartete, von einem tobenden, eifersüchtigen Objekt umgebracht zu werden oder selbst ein eindringendes, angsterregendes Objekt zu töten.« *Ibid.*, S. 414.

Entwicklung durch die Erfahrungen der mütterlichen Vernachlässigung und des väterlichen Missbrauchs geformt wurde, manifestierte eine Perspektive, die nur nach außen gerichtet war, weg vom berstenden Innen, das mitsamt einer strukturierenden Einordnung mentaler Zustände aus dem Blick geriet.

An welcher Stelle kommt Fonagy selbst mit diesen Strukturen in Berührung? Hier bietet sich eine Bezugnahme auf die Gegenübertragung an: Wie kann Fonagy seine Gegenübertragung in einem Fallbericht vermitteln, wenn dieser doch auch der Rechtfertigung des eigenen therapeutischen Handelns und Verhaltens dient? Daraus ergibt sich die Herausforderung einer weiteren Gratwanderung für den Analytiker: Auf der einen Seite will Fonagy mit der Schilderung seiner Behandlung *Henrietta* die Mentalisierungstheorie bestätigen, auf der anderen Seite fordert sein behandlingstheoretisches und auch berufsethisches Selbstverständnis eine wahrhaftige Berücksichtigung seiner Gegenübertragungsreaktionen heraus. Fonagy schildert und begründet sein Erleben und Vorgehen und vermittelt dem Leser dabei auch, wie psychoanalytisches Arbeiten funktioniert.

Im Fall *Henrietta* drängt sich eher als bei Gardner und Lear die Frage auf, ob hier die Rollen zu klar verteilt sind: *Henrietta* repräsentiert eine schwere psychische Persönlichkeitsstörung, bei der außerdem die Fähigkeit zur Selbstreflexion lediglich rudimentär vorhanden zu sein scheint. Demgegenüber steht Fonagy, der als Autor und Erzähler der Fallgeschichte den Gesamteindruck eines überlegt und umsichtig handelnden Menschen vermittelt. Mit anderen Worten: Man könnte diese Analyse nach einem flüchtigen Überblick als Szenario beschreiben, in dem ein wohlmeinender Fonagy das ehrenwerte Ziel verfolgt, die psychisch verwirrte *Henrietta* von den Heimsuchungen ihrer traumatischen Kindheitserfahrungen zu befreien. Rationalität würde insoweit eine zentrale Rolle spielen, als Fonagy das therapeutische Vorgehen mit seinen theoretischen Vorannahmen begründen könnte. Praktische Selbstbestimmung wäre dabei das Ergebnis einer Analyse, an deren Ende sich *Henrietta* durch eine von Fonagy angeleitete Neuordnung ihrer Psyche in einer rational kompetenteren Perspektive bzw. Einstellung gegenüber sich selbst und der Welt wiederfinden würde.

Fonagys chronologische Darstellung des Behandlungsverlaufs endet nach der Enthüllung der Mordtat mit den folgenden Worten: »Meine Arbeit mit Henrietta ist mittlerweile beendet. Sie hat, an strukturellen und symptomatischen Kriterien gemessen, gewaltige Fortschritte gemacht – Panik und Verzweiflung aber waren bis zum Schluß nie weit entfernt.«<sup>86</sup>

Was hier zur Sprache kommt und sich in die eben umrissene rationalisierende Deutung der Irrationalität pathologischer Psychen auf

86 Ibid., S. 427.



den ersten Blick ohne Probleme einordnen lässt, ist ein in nüchterner Fachsprache gekleidetes Bedauern: Fonagy problematisiert an mehreren Stellen die Behandlung von Borderline-Patienten: Bei diesen könne die Selbststabilität nicht wieder hergestellt, sondern das Leben mit sich selbst lediglich erträglicher werden. Außerdem sei ihre vereinnahmende und destruktive Beziehungsstruktur immer auch eine Bedrohung für die Stabilität der Behandlungssituation und die Persönlichkeit des Analytikers. Die Situationen, in denen Fonagy seinen Gegenübertragungsimpulsen nachgibt und die Fragilität der analytischen Beziehung ausreizt, können als Folge der Unberechenbarkeit seines Gegenübers, von dessen Irrationalität er sich anstecken bzw. vereinnahmen lassen muss, um das pathogene Beziehungsmuster quasi am eigenen Leib zu verstehen, betrachtet werden.

Ich bin mit einer solchen Aufteilung in einen rationalen Analytiker und einen irrationalen bzw. rationalisierende Analysandin deshalb nicht einverstanden, weil so ein einseitiges Bild keinen Raum für die dynamische Bestimmung lässt, nach der erst im Verlauf der Analyse selbst verhandelt wird, wo die Grenzen zwischen irrationalen und rationalem Verhalten liegen und die keineswegs mit dem Ende der Behandlung abgeschlossen ist. Man könnte auch sagen, dass Fonagy *Henrietta* nicht als hoffnungslosen Fall betrachtet, sondern bedauert, dass ihre gemeinsame Suche nach den Möglichkeiten affektiver und kognitiver Stabilisierung des Selbst lediglich zu vorläufigen Ergebnissen führen konnte.

In Fonagys theoretischer Position scheinen die Kriterien für rationales als die praktische Selbstvergegenwärtigung beförderndes Handeln zunächst offensichtlich: Der Mensch bildet im Verlauf seiner psychischen Entwicklung die Fähigkeit zur Mentalisierung aus, wodurch die unmittelbare wahrnehmende Erfahrung nach und nach in symbolvermitteltes Denken eingebettet wird, das sich mit dem eigenen Dasein befasst, die eigenen mentalen Zustände identifiziert und so sein (Selbst-)Reflexionsvermögen realisiert. Bei *Henrietta* haben traumatische Erfahrungen eine solche Entwicklung beeinträchtigt. Ihre denkende Vergegenwärtigung war gewissermaßen durchlöchert und fremdbesetzt. Mit Gardners Worten wäre *Henrietta* wie der *Rattenmann* in den Bereich des Nicht-Rationalen zu verbannen. Wenn man sich nun die Situationen genauer ansieht, in denen Fonagy in seinem selbstreflexiven Handeln scheinbar selbst scheitert, ergibt sich jedoch ein anderes Bild von *Henrietta*:

»Sie erschreckte mich mit der Drohung, mich wegen unterlassener Hilfeleistung zu verklagen, und zeigte mir einen Beschwerdebrief, den sie an die analytische Gesellschaft, der ich angehöre, schicken wollte. Sorgfältig hatte sie meine ›Inkompetenz‹ dokumentiert: jede Terminveränderung, jede ausgefallene Sitzung, jedes Zuspätkommen, jede Verwechslung von Terminen oder Namen – alles war penibel aufgelistet

und datiert. Sie kritisierte mich, wenn ich redete, und machte sich über mich lustig, wenn ich schwieg. In anderen Phasen vermittelte sie mir das Gefühl, ihr Retter zu sein. Die Unstetigkeit ihrer psychischen Realität bedeutete, daß ich sehr häufig nicht wissen konnte, was ich tat – abgesehen davon, daß ich grundsätzlich einzuschätzen versuchte, wer oder was ich infolge der psychischen Äquivalenz für sie war, und ihr dies mitzuteilen.«<sup>87</sup>

»Eines Tages erschien Henrietta verspätet und klagte, daß es keine gebührenfreien Parkplätze mehr gebe. Irgendwie schob sie mir die Schuld an der neuen Parkregelung zu. Ich war auch schuld daran, daß sie sich die Gebühren nicht leisten konnte. Zudem würde ich in der folgenden Woche wieder einmal verreist sein. Bei Licht besehen lag es ausschließlich an mir, daß es ihr nicht besser ging. Sie hatte von einer renommierten kleinianischen Kollegin gehört, die bekannt dafür war, mit schwierigen Patienten gut zurechtzukommen. Wenn man sie doch von vornherein an diese Kollegin überwiesen hätte! Ich sei eine Katastrophe. Sie habe noch eine Menge zu sagen, aber was mich betreffe, erübrige sich jedes weitere Wort. Möglicherweise versuchte ich, diese Kollegin, die ich um ihren Ruf beneide, zu imitieren, und übersah den offenkundig manipulativen Charakter von Henriettas Äußerungen, denn ich antwortete: Sie versuchen, meine Fähigkeit, Ihnen zu helfen und mir ein klares Bild zu machen, zu zerstören. Dies war ein Irrtum. Henrietta ging es nicht darum, mich zu zerstören; vielmehr wollte sie mich zu einer kritischen, verärgerten Reaktion provozieren. Sie schwieg eine Weile und sagte dann: Da sehen Sie's. Ich hatte recht. Sie kommen nicht klar. Sie sind zu jung, zu unerfahren. Ohne nachzudenken erwiderte ich: Da sehen Sie's, Sie haben Angst! Es könnte ja sein, daß Sie mich zerstört haben, aber ohne mich kommen Sie nicht klar und fühlen sich verloren. Sie erhob sich und sagte: Was mich betrifft, sind Sie und die Analyse gestorben. Mit diesen Worten verließ Sie das Behandlungszimmer.«<sup>88</sup>

Was passiert hier und wie wird es dargestellt? Fonagy findet sich in Situationen wieder, in denen er nicht mehr das Steuer in der Hand hält, weil jemand anderes die Kontrolle übernommen hat. *Henrietta* weist eine Kompetenz auf, die nach Fonagy viele Borderliner auszeichnet: Sie mag zwar unter einer Selbstverlorenheit und Selbstverborgenheit leiden, doch sie ist gleichzeitig sehr geschickt darin, die Psychen anderer Subjekte einzuschätzen und zu manipulieren. Jenseits moralisierender Überlegungen lässt sich feststellen, dass *Henrietta* über erhebliche zweckrationale Fähigkeiten verfügt, mithilfe derer sie andere Subjekte instrumentalisiert. Dies korrespondiert mit der metapsychologischen Annahme Fonagys, dass die Borderline-Persönlichkeitsorganisation auf der Ebene des teleologischen Standpunkts der Selbstentwicklung ›feststeckt‹. Aus *Henriettas*

87 Ibid., S. 419.

88 Ibid., S. 425.

Sicht gibt es nur eine Realität. Andere Subjekte kommen lediglich in einer Art ›default‹-Simulation als Analogien des eigenen Selbst in den Blick und werden in Externalisierungsvollzügen das Ziel von physisch-affektivem Agieren.

Um *Henriettas* Verhalten jedoch wirklich einschätzen zu können, sollte berücksichtigt werden, inwiefern es genau mit Fonagys Reaktion verbunden ist. Hier offenbart sich, dass *Henriettas* Strategien erfolgreich sind, weil sie ins Schwarze treffen: Es ist nicht einfach so, dass Fonagy die ganze Analyse unter das Urteil stellt, dass *Henrietta* nur eingeschränkt als eigenständiges Selbst bzw. als eigenständige personale Identität betrachtet werden kann. In seiner Darstellung finden sich immer wieder Hinweise auf eine Skepsis gegenüber seinen therapeutischen Handlungen. Hinzu kommt eine Ambivalenz zwischen dem objektiv-normativen Anspruch einer heilenden Aufklärung und der subjektiven Gestaltung der Beziehung mit einem Menschen, der anerkannt und als Gesprächspartner mit eigenen Ansichten und Urteilsvermögen respektiert werden will. Fonagys Fallbericht des therapeutischen Geschehen mit *Henrietta* sind durchdrungen von einer solchen angespannten Haltung, die sich in einzelnen Sätzen ebenso wie in einer ständigen Auf-und-ab- sowie einer Nah-und-fern-Bewegung zum unmittelbaren Geschehen manifestiert. Während die Geschichte mit einem Bedauern endet, beginnt sie schon mit einer starken Relativierung: »Nicht jeder freilich würde das, was zwischen Henrietta und mir geschah, als Analyse bezeichnen.«<sup>89</sup> Dieser Feststellung über das Geschehen folgen Beschreibungen, die Kommentare und nicht wiedergegebene Bestandteile des analytischen Gesprächs selbst darstellen und gerade deshalb interessant sind, weil sie so auf den Autor und seine Erfahrung des Behandlungsgeschehens zurückverweisen: Fonagy wählt seine sprachlichen Formulierungen so, dass sie die Art und Weise spiegeln, wie *Henrietta* sich in der Beziehung zu ihm inszenierte, und die von ihr erlebte zwanghafte Wiederkehr von Gewalt, Verzweiflung und Obszönität findet sich in der Wiederholung oder Inszenierung dieser Begriffe im Text wieder. Dazu passt, dass *Henriettas* plastische Träume von Fonagy teilweise durch ebenfalls plastische Metaphern im Text gerahmt werden. Im Vergleich zu anderen wie auch den freudschen Falldarstellungen muss festgehalten werden, dass Fonagys sprachlicher Stil insgesamt recht nüchtern ausfällt. Das bedeutet jedoch nicht, dass es dem Text an narrativer Spannung fehlen würde. Mit dem eben erwähnten Wechsel von Nähe und Distanz manifestiert sich diese nicht so sehr in der konkreten sprachlichen Gestaltung, sondern eher in der Haltung, die der Erzähler zum Geschilderten einnimmt: Fonagy vermittelt die Schwierigkeit, sich zugleich auf seine unberechenbare Analysandin einzulassen und sie kritisch im

89 Ibid., S. 414.

Auge zu behalten, indem er dem Leser mal einen direkten Einblick in seine Gefühlslage gibt, mal soweit auf Distanz geht, dass er unvermittelt von sich in der dritten Person spricht.

Ich habe zu Beginn die epistemische Vorrangstellung angesprochen, deren Thematisierung Fonagy als Einstieg in den Fall dient. Sie führt jedoch nicht nur ein, sondern gibt ein zentrales Thema vor: das der Kontrolle und des Kontrollverlusts. Natürlich hat Fonagy im Verhältnis zum Leser auf den ersten Blick die größtmögliche Kontrolle über den Fall, denn er entscheidet, was er davon erzählt – diese Macht findet sich veranschaulicht in Fonagys Vorgehen, dem Satz »Mein Denken war erfüllt von bizarren und perversen Assoziationen« eben nicht die Benennung dieser Assoziationen folgen zu lassen.<sup>90</sup>

Ebenso wie der Leser die Spannung des Analytikers zwischen den Zeilen aufnimmt, erfasst auch *Henrietta* die Problematik: Sie spricht ganz reale Probleme der psychoanalytischen Zunft an, die sich mit Fonagys Skepsis seiner eigenen Behandlung gegenüber verbinden lassen: Die Einhaltung der Rahmenbedingungen des psychoanalytischen Settings und das spannungsreiche Verhältnis zu den Analytikerkollegen, das auf die Schwierigkeit verweist, subjektive Behandlungstechniken miteinander zu vergleichen, bilden Themen, die das Selbstverständnis jedes Analytikers berühren.

In gewisser Weise ist es entlarvend, dass Fonagy sich beeilt, der zweiten längeren Schilderung sofort anzufügen: »Natürlich erkannte ich meinen Irrtum augenblicklich.«<sup>91</sup> Doch sind diese Situationen wirklich nur Irrtümer? Meiner Ansicht nach handelt es sich in beiden Fällen um Handlungsereignisse, die deshalb so wichtig sind, weil sich in ihnen die Gegensätze der analytischen Beziehung und ihres angestrebten Erkenntnisprozesses begegnen und für einen Moment nebeneinander bestehen, wodurch das fragile Gleichgewicht zum Vorschein kommt, das eine zumindest in Teilen gelingende Psychoanalyse halten können muss: *Henriettas* pathologische Manipulationen sind frühe Anpassungsleistungen an eine selbstfeindliche Umwelt, doch sie eröffnen auch eine unverhoffte Möglichkeit der Konfrontation des Analytikers mit seinem Selbstverständnis als Wächter der Aufklärung und der psychischen Stabilität, denn auch dieses ist vor intersubjektiver Erschütterung nicht gefeit. Fonagy weist in seinen theoretischen Überlegungen darauf hin, dass wir alle ein fremdes Selbst in uns trügen, da es eine vollkommen konfliktfreie Selbstentwicklung und Selbstregulierung nicht gebe. Dafür helfe uns die Mentalisierungsfähigkeit, diese befremdlichen Selbst-Anteile in ein kohärentes Selbstgefühl zu integrieren. Dabei sollte jedoch nicht vergessen werden, dass das Vermögen der Reflexion über eigene und fremde

90 Ibid., S. 426.

91 Ibid., S. 425.

mentale Zustände in der psychoanalytischen Sicht nicht allein von kognitiven Voraussetzungen abhängt: Die Möglichkeit der Selbstreflexion ist an ein stabiles Selbstgefühl gebunden und dieses wurzelt in der Selbstregulation als Affektregulation. Für diesen Zusammenhang bildet die interpersonelle Interaktion einen fundamentalen und konstitutiven Hintergrund: Die Vergegenwärtigung der Urheberschaft eigener mentaler Zustände ist nicht nur zu Beginn der individuellen psychischen Entwicklung an die Anerkennung durch einen anderen gebunden. Die Auseinandersetzung mit der Realität des eigenen Empfindens und damit des Selbstgefühls in der Integration von Äquivalenz- und Als-ob-Modus steht immer auch in einer dynamischen Beziehung und Abgrenzung zu den mentalen Zuständen anderer Subjekte. Nach Fonagy ist das reflektierende Funktionieren eine Entwicklungserrungschaft, »die nicht ein für alle Mal erreicht wird – das heißt in jeder Situation aufrechterhalten werden kann« und er vermutet, dass die mentalen Grenzen des Selbst nicht nur während der gesamten Entwicklung, sondern »möglicherweise sogar im Erwachsenenalter durchlässig bleiben«. <sup>92</sup> Was hier durchklingt, ist eine nüchternere Version des sozialphilosophisch konstatierten Konflikts zwischen Individuation und Vergesellschaftung: Auch wenn eine im Großen und Ganzen gelingende psychische Entwicklung uns mit Mentalisierungsfähigkeiten ausstattet, die uns als starke und eigenständige Psychen für eine raue soziale Realität wappnen, sind wir in dieser letztlich darauf angewiesen, die Grenzen unserer psychischen Realität in affektiven Abstimmungen mit anderen Subjekten, die uns in unserem psychischen Funktionieren anerkennen und ihm gleichzeitig eine andere psychische Realität entgegensetzen, immer wieder neu zu bestimmen. Über das Gelingen einer solchen Abstimmung entscheidet im konkreten Fall jedoch weder nur einer der Beteiligten noch eine distanzierte Perspektive auf die Beteiligten. Es entscheidet die gemeinsame Verständigung darüber, dass die geteilten Selbstverständnisse nicht ineinander aufgehen oder eine Deckungsgleichheit aufweisen und doch jedes für sich an der Begegnung wachsen kann. Eine mögliche Perspektive darauf, wie so eine Vereinigung in der Unterschiedlichkeit aussehen oder auch scheitern kann, bietet der Blick auf Fallgeschichten wie die von Fonagy, in denen nur auf den ersten Blick eine eindeutige Hierarchie herrscht. In den Schilderungen von Henriettas Manipulationen begriffen als Interaktionen manifestiert sich die potentielle Anfälligkeit jeder reflexiven Haltung wie auch der des Analytikers für Angriffe auf ihr affektives Fundament, das wiederum in je subjektiver Form beide Beziehungspartner im Hinblick auf ihren Wunsch nach liebevoller Anerkennung als wertvolle Person eint.

Was bedeutet dies nun für eine mögliche Zuschreibung von (Ir)Rationalität im Fall der geschilderten Situationen? Hier lohnt sich noch einmal

92 Ibid., S. 377 und 382.

der Blick auf die Beispiele von Gardner und Lear: Sowohl im Fall des *Rattenmannes* als auch bei *Frau A.* legen beide Autoren den Fokus auf wirkmächtige Schlüsselmomente, in denen eine Person sich selbst in einer Selbstunterbrechung erlebt. So gut sich diese Situationen eignen, um zu veranschaulichen, dass der Mensch sich psychisch nicht entweder in wohlgeordneter Reflexion organisiert oder sich seinen affektiven Impulsen überlässt, sondern sich gerade im Spannungsbereich von Selbstregulation und Selbstentgrenzung konstituiert, so wenig verlassen sie in dieser Darstellung die punktuelle innerweltliche Betrachtung. Auch in Fonagys Schilderung gibt es so einen Moment: er ist der Enthüllung von *Henriettas* Gewalttat vorangestellt.<sup>93</sup> Wenn es jedoch darum gehen soll, inwiefern sich die transformativen Selbstbestimmungsprozesse einer Psychoanalyse im Hinblick auf ein disziplinenübergreifendes Rationalitätsverständnis betrachten und einordnen lassen, braucht es mehr als effektvolle Momentaufnahmen. Selbstbestimmung wurzelt hier in einer besonderen Form der Verständigung im performativ ausgetragenen Wechselspiel zwischen der rational informierten Annahme von und offenen Suche nach eindeutigen Bestimmungen dessen, was es bedeutet, sich als Person unter anderen Personen in die Welt zu stellen und Selbstverständlichkeiten zugunsten eines offenen Spielraums zu suspendieren, in dem sich Phantasien, Widersprüchlichkeiten und andere scheinbare Irrationalitäten entfalten können. Wichtig ist mir außerdem die Ergänzung, dass sich dieses Gleichgewicht im psychoanalytischen Denken nicht als theoretisches Abstraktum angemessen abbilden lässt, sondern ein regulatives Prinzip bildet, das erst im konkreten Vollzug der klinischen Praxis seine eigentliche Form entfaltet, indem hier seine Fragilität als rationales Prinzip des psychoanalytischen Prozesses enthüllt wird. Als Außenstehender gibt es meiner Ansicht nach nur einen Zugang zu dieser Enthüllung, indem ein möglichst ganzheitlicher, offener Blick auf die Fallgeschichte als Zeugnis des Analytikers von seiner Erfahrung mit dem Analysanden geworfen wird. Die Interaktion von *Henrietta* und Fonagy erscheint so als eindruckliches Veranschaulichungsmaterial einer Theorie über die Grenzen zwischen Irrationalität und Nicht-Rationalität und eröffnet die Möglichkeit, sich die Gedanken und Erfahrungen des Analytikers nahe gehen zu lassen. Der Leser vermag im imaginativen Nachvollzug die Erfahrung machen, dass die persönliche Erkundung der

93 »Ich sagte, daß ich sehr gut verstehen könne, wie wichtig es für sie sei, alles unter Kontrolle zu haben, denn sie habe Angst, daß ich über das, was sie ihrem Freund angetan hatte, wütend werden könnte. Der Traum sei wie eine Beschwichtigung. Wenn sie spürte, daß ich sie abstoßend fände, sei es besser für mich, tot zu sein. Rot sei, so fügte ich hinzu, auch die Farbe des Blutes. Sie zuckte zusammen, als habe sie einen elektrischen Schlag bekommen. ›Ich glaube, deshalb mußte ich ihn umbringen‹, sagte sie. ›Er fand mich abstoßend, und das war für mich unerträglich.« Ibid., S. 427.

Grenzgebiete psychischer Selbstorganisation, die zwischen Faszination und verstörter Distanznahme schwankende Teilhabe an ihren konstruktiven bzw. kreativen und innovativen wie destruktiven bzw. perversen und gewalttätigen Kräften nicht von einem unbeteiligten Standpunkt aus und ohne Erschütterung der das eigene Selbst stabilisierenden normativen Grundverständnisse sowie persönlichen Einstellungen und Orientierungen zu haben ist.

Sicherlich ließe sich *Henriettas* Verhalten nicht nur als besonders unglückselige Verbindung von identitätsprägender Demütigung und psychischer Desintegration betrachten, sondern auch als Beispiel für das Zusammenpassen von Irrationalität und moralisch verwerflichem Verhalten in eine Rationalitätstheorie à la Korsgaard zu integrieren. Dies wäre jedoch eine philosophische Aneignung psychoanalytischen Fallmaterials, nicht eine philosophisch-psychoanalytische Erkundung der Bedingungen transformativer Selbstbestimmung.

Für eine solche Erkundung braucht es in meiner Argumentation noch einige Schritte. Bisher fehlt der Zusammenschluss des in diesem Kapitel eröffneten Blicks auf psychoanalytisches Fallmaterial mit den Überlegungen des ersten Teils dieses Buches. Dieser Verknüpfung werde ich mich im Abschlusskapitel unter ästhetischen Vorzeichen widmen.

